

Deutscher Ethikrat

Die Ernährung der Weltbevölkerung – eine ethische Herausforderung

Jahrestagung

26. Mai 2011

10:00 bis 18:00 Uhr

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Leibniz-Saal, Markgrafenstraße 38, 10117 Berlin

| | |
|---|-----------|
| Begrüßung | 2 |
| Prof. Dr. iur. Edzard Schmidt-Jortzig, Vorsitzender des Deutschen Ethikrates..... | 2 |
| I. Gefährdungen | 2 |
| Welternährung: Fakten – Entwicklungstrends – Handlungsnotwendigkeiten | 2 |
| Moderation: Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff, Stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Ethikrates | 2 |
| Einführungsvortrag: Nahrungssicherheit in einer Welt unter Stress – Wie soll's weitergehen? | 3 |
| Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren · Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA..... | 3 |
| Fragerunde | 9 |
| Podiumsgespräch: Ernährungssicherung und Ernährungssicherheit als ethische Herausforderung..... | 15 |
| Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds · Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M. – Kurt Gerhardt · Journalist und Mitinitiator des Bonner Aufrufs „Eine andere Entwicklungspolitik!“, Köln – Prof. Dr. Thomas Pogge · Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA – Moderation: Christiane Grefe · Die Zeit, Berlin | 15 |
| II. Ermutigungen | 38 |
| Praktische Ansätze für die Bewältigung des Hunger- und Armutsproblems | 38 |
| Begrüßung | 38 |
| Armutorientierung – Orientierung an Bedürfnissen, Rechten und Potenzialen der Armen | 38 |
| Cornelia Füllkrug-Weitzel · Brot für die Welt, Stuttgart | 38 |
| Projektbeispiel: Förderung diversifizierter Landwirtschaft und selbstbestimmter Ernährungskultur in lokaler Initiative | 43 |
| Dr. rer. soc. Martin Bröckelmann-Simon · Misereor e. V., Aachen..... | 43 |
| Ein Stück Erde für jede Frau – innovative Wege zur Armutsbekämpfung Entwicklung im ländlichen Raum | 47 |
| Prof. Dr. h. c. Christa Randzio-Plath · Marie-Schlei-Verein e. V., Hamburg | 47 |
| Projektbeispiel: Gesundheit vom Acker - Frauen nutzen ihr Wissen zur Sicherung der Ernährung... .. | 50 |
| Dr. Vandana Shiva · Navdanya, Neu-Delhi, Indien | 50 |
| Partizipation und lokales Wissen als tragende Elemente der Nachhaltigkeit von Projekten | 55 |
| Prof. Dr. rer. pol. Dr. h. c. Franz Heidhues · Universität Hohenheim, Stuttgart..... | 55 |
| Projektbeispiel: Wasser speichern für Dürrezeiten | 58 |
| Jörg Heinrich · Welthungerhilfe e. V., Bonn..... | 58 |
| III. Perspektiven | 73 |
| Welthunger – global denken – lokal handeln | 73 |
| Moderation: Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber · Mitglied des Deutschen Ethikrates | 73 |

Begrüßung

Prof. Dr. iur. Edzard Schmidt-Jortzig, Vorsitzender des Deutschen Ethikrates

(Beginn: 10.00 Uhr)

Prof. Dr. iur. Edzard Schmidt-Jortzig [Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Meine sehr verehrten Damen und Herren, der Deutsche Ethikrat begrüßt Sie vielmals zu seiner Jahrestagung 2011 zu dem Thema, das augenscheinlich großes Interesse hervorgerufen hat: „Die Ernährung der Weltbevölkerung – eine ethische Herausforderung“. Ich betone dieses Thema noch einmal, weil sich der Deutsche Ethikrat mit diesem Thema zum ersten Mal ein wenig weiter von seinem angestammten Arbeitsfeld, den so genannten Lebenswissenschaften, über die Grenzen hinausbewegt hat – mit besten Legitimationen, wie ich finde. Denn wo immer Hunger in der Welt existiert, ist das in unserer vernetzten und globalisierten Welt immer auch ein Thema für uns. Und wenn sich solche Hungerszenarien in der Welt dann auch noch häufen, ist es eine grundsätzliche, fundamentale, universelle Aufgabe der Politik, sich darüber Gedanken zu machen, wie man etwas verändern kann. Ausreichende Lebensmittelversorgung ist also ein Grundrecht und ein Fundament der Menschheit.

Wir wollen heute den Erscheinungsformen, den Ausmaßen, den Ursachen und, wenn es geht, einigen Behebungsmöglichkeiten der oder einer Ernährungskrise nachgehen. Dabei sind die vielfältigsten Aspekte in den Blick zu nehmen. Sie werden es im Laufe der Tagung erleben, dass dieses Spektrum – ohne dass ich das hier vollständig andeuten kann – von vielen ganz unterschiedlichen Aspekten bestimmt ist. Es geht um demografische Entwicklungen ebenso wie um schädliche Konsumgewohnheiten unserer Gesellschaft. Das Themenfeld reicht von klimabedingten Ernteeinbußen bis zu finanzspekulativen Preistreibereien, von hausge-

machten Misswirtschaften über die Umwidmung von Anbauflächen für die Nahrungsmittelproduktion bis zu Grundfragen der Güterverteilungsgerechtigkeit und, auch das sei noch erwähnt, von Fragen der Effektivität bestimmter Entwicklungshilfepolitiken bis zu möglichen Optionen einer grünen Gentechnologie. Wir haben heute also eine Fülle interessanter Themen vor uns. Und deswegen bleibt dem Ethikrat nur zu hoffen, dass von dieser Tagung mannigfache Anregungen ausgehen mögen, vielleicht sogar innovative Impulse, auf jeden Fall aber neuer Motivationsschub für den Kampf gegen den weltweiten Hunger.

Meine Damen und Herren, ich habe noch eine Abkündigung mehr technischer Art zu tätigen, nämlich den Hinweis darauf, dass ein Audiomitschnitt und eine Simultanmitschrift dieser Tagung erfolgt. Beide werden im Internet veröffentlicht werden. Es gibt natürlich auch die Möglichkeit für Fragen aus dem Publikum, aber damit wir mit unserem ambitionierten Programm einigermaßen zügig und programmgemäß durchkommen, bitte immer erst am Ende der Diskussionsrunden, so wie es im Programm ausgedrückt ist. Vielen Dank.

(Beifall)

I. Gefährdungen

Welternährung: Fakten – Entwicklungstrends – Handlungsnotwendigkeiten

Moderation: Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff, Stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Ethikrates

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich darf Ihnen einen kurzen Überblick über den Vormittag geben. Wir werden uns zunächst mit Fakten, Entwicklungstrends und sich daraus

ergebenden Handlungsnotwendigkeiten beschäftigen und dann in einer ersten Podiumsrunde die ethische Herausforderung der Problematik der Welternährung beleuchten. Das ist nicht nur ein Problem der effizienten Produktivitätssteigerung, sondern auch eine Frage der ländlichen Siedlungsstrukturen, des internationalen gerechten Handels, einer effizienten Entwicklungshilfe und Armutsbekämpfung. Dies wollen wir am ersten Block am Vormittag in den Mittelpunkt rücken.

Ich darf Ihnen als ersten Referenten Herrn Dr. Hans-Rudolf Herren vorstellen. Er ist derzeit Präsident des Millennium Institute in Arlington in den USA. Die Halbierung derjenigen Personenzahl der Weltbevölkerung, die Hunger leidet, ist eines der erklärten Millenniumsziele der Weltgemeinschaft, deshalb ist dies ein wesentlicher Teil der Aufgabe dieses Institutes. Er war lange stellvertretender Vorsitzender des Weltagrarrates, hat eine Großzeit seines Lebens in Kenia verbracht, kennt also auch aus eigener Anschauung die Ursachen des Welthungers.

Einführungsvortrag: Nahrungssicherheit in einer Welt unter Stress – Wie soll's weitergehen?

**Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren -
Millennium Institute, Arlington (Virginia),
USA**

Guten Tag, meine Damen und Herren. Zuerst ein großer Dank an den Ethikrat für die Einladung heute. Es freut mich sehr, hier zu sein und über die Landwirtschaft und Ethik zu sprechen. Eine Welt unter Stress – und wie sieht es aus mit der Landwirtschaft und Nahrungssicherheit? Ich werde Ihnen etwas erzählen über eine Arbeit, die gemacht worden ist in den letzten sechs Jahren, den Weltagrarbericht, über die

Lektionen daraus und darüber, wie es dann weitergehen soll.

Es gibt einen globalen Bericht und fünf regionale Berichte, einer für Nordamerika und Europa. Vielleicht haben Sie schon einmal nachgeschlagen, was der überhaupt sagt. Wir hatten mehrere Standorte, auch multidisziplinäre, und hatten viele Stakeholders. Wir hatten Leute, die vom Norden, vom Süden, vom Westen und Osten geschrieben haben. Agrarwissenschaftler, aber auch Sozialwissenschaftler, Leute aus der Zivilgesellschaft, dem Privatsektor – alle waren vertreten und haben über die Landwirtschaft geschrieben. Wir haben 50 Jahre zurückgeschaut: Warum sind wir in der Situation, in der wir heute sind? Das Thema Nahrungsmittelsicherheit: Was sollte man ändern in der Forschung, in der Technologie, Wissenschaft, in der Landwirtschaft, um in 50 Jahren aus den Problemen Hunger und Armut herauszukommen? Betrachtet wurde die Geschichte der Umweltbeschädigung durch die Landwirtschaft, die Entwicklung des ländlichen Raumes und auch die Ungleichheit in der Welt. 400 Autoren haben geschrieben und wurden dirigiert von einem Büro mit 60 Leuten. Darunter waren 30 Regierungen und 30 Vertreter der Zivilgesellschaft. Sie hatten die Verantwortung für den ganzen Prozess, und ich mit meiner Gruppe und zusammen mit Judi Wakhungu, wir haben das Ganze präsiert. Das war eine Riesearbeit und ist ein bisschen die Mutter aller Berichte über die Landwirtschaft.

Was waren die großen Fragen? Eben Hunger und Armut zu finden, Nahrungsmittelqualität und Gesundheit. Wir wissen ja: Das hängt sehr stark zusammen. Heute haben wir fast eine Milliarde hungernde Leute und eine Milliarde Leute, die Übergewicht haben. Die Lebenszustände auf dem Land zu verbessern, was müssen wir daran ändern und die Förderung der gerechten und nachhaltigen Entwicklung, das waren die Haupt-

fragen, die wir in diesem Bericht versucht haben zu beantworten.

Natürlich hätte man das schon längst machen können, das sind eigentlich keine sehr schwierigen Fragen. Aber jetzt kommt hinzu: Wir haben einen Klimawandel und die Landwirtschaft ist ein großer Teil davon. Mindestens ein Drittel des Klimawandels kommt ja von der Landwirtschaft. Statt dass man gegen den Klimawandel arbeitet, arbeiten wir für den Klimawandel, das ist wirklich ein großes Problem. Ein Drittel der Treibhausgase kommt von der Landwirtschaft.

Außerdem haben wir das Bevölkerungswachstum. Die letzten Zahlen haben Sie vielleicht gehört: nicht neun Milliarden, zehn Milliarden Leute, und die wollen natürlich anders und besser essen. Dann die schwindenden natürlichen Ressourcen: Wir haben unseren Wohlstand eigentlich auf dem Verzehr dieser natürlichen Ressourcen aufgebaut.

Berichte gibt es viele. Eigentlich wurde die Hauptthese, die wir aufgestellt haben, immer ein bisschen dünner. Es wurde viel Wasser in Wein gesteckt seit dem Agrarbericht, denn es gab zwei Themen, die den Leuten nicht passten, wobei ich mit „den Leuten“ vor allem die Industrie und viele Politiker meine. Das ist die Geschichte des freien Handels. Das haben wir stark kritisiert. Für die Landwirtschaft gilt das eigentlich nicht. Da muss man zuerst gleiche Bedingungen haben in allen Ländern. Und auch in der Geschichte der Biotechnologie gingen und gehen die Meinungen sehr stark auseinander.

Aber endlich gab es den letzten Bericht. United Nation, Olivier de Schutter, der Vertreter für Nahrungssicherheit oder *right to food*, hat gesagt, Agrarökologie sei eine Lösung für die Probleme der Nahrungsmittelsicherheit. Das entspricht der These, die wir in unserem Bericht gebracht haben, dass wir eine ökologische Landwirtschaft betreiben müssen, die nahe der

Natur ist und nicht gegen die Natur, sondern mit der Natur arbeitet.

Zum globalen Kontext – wir haben natürlich viele Krisen, die alle miteinander verbunden sind. So ist die Geschichte, das ist eine Krise hier und dann eine anderswo. Wenn man richtig hinschaut, kann man sehen, dass die alle miteinander verbunden sind. Deshalb muss man einen holistischen Ansatz verwenden, wenn man Probleme lösen will. Man kann nicht etwas herauspicken und dafür eine Lösung finden, weil dann die anderen Probleme meistens weiter wachsen. Das hat man in den letzten Jahren sehr gut gesehen.

Wir haben begrenzte natürliche Ressourcen. Wir können nicht einfach unser Kapital aufessen, aufbrauchen. Wir müssen mit den Zinsen des natürlichen Kapitals leben, und das bedeutet eine starke Änderung. Das ist wirklich eine ethische Frage: Wer profitiert von diesem Kapital und wer muss in den nächsten Jahrzehnten, Jahrhunderten weiterzahlen? Wir möchten, dass es mit der Menschheit weitergeht, und deshalb müssen wir genau überlegen, wie es weitergeht. Jedes Jahr haben wir erst im Oktober den Zins des natürlichen Kapitals aufgebraucht. Und danach brauchen wir einen Teil vom Kapital. Die Leute, die den Fußabdruck verfolgen, wissen genau, wie das geht: fast jedes Jahr eine Woche später – oder früher. Daher müssen wir überlegen: So geht es nicht weiter.

Jetzt zur Landwirtschaft. Dieser Bericht wurde natürlich von gewissen Kreisen kritisiert. Nicht nur die Agrarforschung, sondern vor allem die internationale Agrarforschung hat sich ganz offiziell von diesem Bericht distanziert. Obwohl ich 16 Jahre in diesem System gearbeitet habe, sind viele Kollegen zu mir gekommen und haben gesagt: „Ja, Hans, du bist ein Nestbeschmutzer mit deinem Bericht.“ Die Forschung sieht jetzt ganz schlecht aus. Die Grüne Revolution wurde kritisiert, obwohl sie Gutes getan hat. Dies wird durchaus anerkannt. Die

Grüne Revolution hat natürlich ihr Gutes gehabt: Wir haben mehr produziert, sogar pro Kopf wurde mehr produziert, und das geht auch weiter, auch 2010 und 2011. Aber das Problem ist Folgendes: Die Zahl der Leute, die unterernährt sind, geht nach oben. Jetzt sind es ungefähr eine Milliarde oder 950 Millionen, die Zahlen gehen ein bisschen nach oben und wieder nach unten, aber sie sind nicht akzeptabel. Das heißt: Die Grüne Revolution hat das Problem nicht gelöst, vielleicht einen Teil davon. Wir sollten eben die Lektion daraus lernen und umstellen, so lange es noch geht.

Vielleicht die andere Kurve, wir kommen später noch mal darauf zurück: Das sind die Nahrungsmittelpreise. Das ist ein Problem, das wir lösen müssen. Denn wenn wir niedrige Preise haben, haben die Bauern – und das ist ja die Mehrheit der Leute in der Welt – ein geringes Einkommen. Natürlich sind die Leute in den Städten auch arm und können vielleicht nicht viel mehr für die Nahrungsmittel bezahlen. Aber das ist ein gutes Thema für die Ökonomen: das zu studieren und zu überlegen, was man da überhaupt machen kann. Im Norden, in den Industriestaaten ist es ganz anders: Wir könnten uns sehr gut teurere Nahrungsmittel leisten. Wir müssten nur anderswo etwas zurückschalten. Dann wären unsere Bauern natürlich auch besser dran.

Was wir an der Grünen Revolution kritisiert haben, ist, dass sie nicht nachhaltig ist. Sie ist abhängig von mehr Wasser, mehr Stickstoffdünger, Phosphor und natürlich Pestiziden, Herbiziden und Inputs, die alle auf Erdöl beruhen, auch Wasser, das muss man pumpen. Erdöl ist ein Produkt, das nicht unendlich ist, obwohl noch nicht ganz aufgebraucht, aber in den nächsten 50 bis 100 Jahren müssen wir schon überlegen, wie wir das dann machen. Mit dem Stickstoff zum Beispiel, die ganze Pestizidgeschichte, das ist fast alles mit vielen Pestiziden auf Erdölprodukte abgestellt. Auch bei Wasserpumpen:

Da gibt es nicht nur das Pumpen, sondern wir wissen ja, das Wasser wird knapp. Deshalb müssen wir in Sachen Grüne Revolution umdenken und überlegen, wie es weitergehen kann.

Leider gibt es immer noch Leute, die heute in Afrika Programme haben, die heißen: die zweite Grüne Revolution. Ich finde das nicht sehr geschickt. Unsere Landwirtschaft hat ein Drittel der Treibhausgase produziert und somit auch zur Erhöhung der Temperaturen beigetragen. Was heißt das? Zwei Grad, da sind wir sicher, kommen wieder rein zum Teil bei der Nahrungsmittelproduktion in einem rot-orangen Gebiet. Wahrscheinlich sind wir eher irgendwo bei drei oder dreieinhalb Grad. Da sieht man, dass die Ökosysteme beeinträchtigt und die Wetterbedingungen immer extremer werden, wie wir dies schon kennen. Eigentlich müssen wir überlegen: Wie kann die Landwirtschaft dort zumindest stabilisiert werden, statt noch ein Drittel gesteigert zu werden?

Was heißt das für die landwirtschaftliche Produktion? Das heißt eigentlich: In diesen roten und rosaroten Gebieten gibt es weniger Produktion, und zwar nicht nur ein bisschen weniger, sondern bis zu 50 Prozent weniger in den roten Gebieten. Das sind diese Staaten hier, Teile von Indien, Asien, wo heute sehr viel produziert wird heute. Das heißt: große Einbußen an Produktivität. Gestern stand in der Zeitung: Wir müssen unbedingt mehr Pflanzen züchten, die auch höheren Temperaturen widerstehen können. Natürlich ist das richtig, aber ich glaube, man sollte sehen, was die Ursache ist. Das ist wieder eine Symptombehandlung. Es ist an der Zeit, dass wir zu den Ursachen zurückgehen und Ursachen behandeln, nicht immer nur die Symptome. Das sollte jedem ein bisschen Angst machen, wenn man das anschaut.

Zu degradierten Böden: Wenn man nicht genug Geld hat, um die Böden richtig zu ernähren, um Fruchtfolgen zu betreiben, die die Böden ver-

bessern, zum Beispiel in Entwicklungsländern, oder wenn man in Industriestaaten zu viel Chemie braucht und zu viele Maschinen und große Fruchtfolgen, dann degradiert man die Böden. Das sieht nicht gut aus für die Zukunft. Da müssen wir uns auch überlegen: Wie kann man das ändern?

Wir haben auch die Biodiversität, die sehr wichtig ist für die Zukunft, die Resilienz der Systeme, verloren. In den letzten 50 Jahren haben wir 75 Prozent der Biodiversität für die Landwirtschaft verloren. Wenn wir so weitermachen, haben wir sie bald nicht mehr. Leute, die denken, dass die Gentechnologie da einspringen kann und diese wieder neu machen, haben einen Wunschtraum. Das kann nicht sein. Wir müssen sehen, was wir haben, und es schützen. Das ist natürlich schwierig, weil die Gebiete, wo Landwirtschaft betrieben wird, oft auch die Hotspots für Biodiversität sind. Menschen haben sich vor Jahrhunderten, Jahrtausenden dort niedergelassen, wo man Landwirtschaft betreiben und Nahrungsmittel produzieren konnte. Damals gab es die Biodiversität, die man dazu brauchte. Was gibt es jetzt in diesen Gebieten? Immer größere Städte. Unser gutes Land geht weg für Industrie, Straßen, Städte, statt dass man das gute Land aufbewahrt. Dort gibt es auch wieder ein Umdenken, das auch nötig ist. Wo ich aufgewachsen bin, im Rhonetal in der Schweiz, gibt es heute fast keine Landwirtschaft mehr, nur noch Warenhäuser, Straßen, Villen. Zum Teil sind die besten Böden der Schweiz überbaut, und die Bauern müssen dann die Wege rauf. Das kann nicht gehen. Irgendjemand muss sich doch einschalten: Fertig, jetzt müssen wir den Kurs wechseln.

Nicht genug Nahrung? Schauen Sie mal: Pro Person und Tag wird heute 4.600 Kalorien produziert. Mit dem könnten wir heute eigentlich 14 Milliarden Leute ernähren. Aber das ist eigentlich Futter, keine Nahrung. Das müssen wir beachten: Wir produzieren Nahrungsmittel,

keine Futtermittel. Denn wir wissen ja, viele der landwirtschaftlichen Produkte sind heute nicht für die menschliche Ernährung geeignet. Ein großer Teil geht in die Fleischproduktion, aber vieles geht verloren über die Verteilung und die Verarbeitung. Das heißt, wir haben eigentlich heute ungefähr auf dem Household-Level noch etwa 2.000 Kalorien. Im Weltdurchschnitt ist das natürlich noch immer genug. Aber dazwischen liegt doch viel Raum, um besser zu arbeiten.

Wie viel geht verloren? Als Beispiel die Zahlen aus USA und England: Über 50 Prozent geht in den Abfall. Und was heißt das? Die Nahrungsmittel sind hier zu billig. Man wirft nicht Gold irgendwo in den Eimer. Das sind Probleme, die wir einmal richtig anpacken müssen. Die FAO hat gerade, im Mai 2011 gesagt, dass ein Drittel der Nahrungsmittel, die produziert werden, vergammeln. Da gibt es noch viel zu tun, auch Forschung. Das ist ethisch nicht richtig: Wir haben zu wenig investiert in die Landwirtschaft in den letzten Jahren, in die landwirtschaftliche Forschung. Die Staaten haben gesagt: Warum sollen wir da Steuergelder verbrauchen? Die Industrie soll investieren. Auch dies ist wieder total falsch. Nahrungsmittel sind ein Menschenrecht, deshalb muss der Staat mit öffentlichen Geldern die Forschung finanzieren. Es kann nicht sein, dass, wie hier in Europa oder in den Industriestaaten, jetzt der Privatsektor mehr in die landwirtschaftliche Produktion investiert als der Staat. Dann gibt es Patente und wem gehört dann die ganze Geschichte? Der Industrie. Das ist für Nahrungsmittel nicht akzeptabel. Das sagt der Bericht ganz klar.

Zusammenfassend: Wir haben eine große Kluft zwischen Landwirtschaft und Umwelt. Unsere Landwirtschaft ist nicht umweltgerecht. Wir haben eine Kluft zwischen den Konsumenten und den Bauern. Der Konsument will weniger bezahlen, der Bauer muss mehr Geld haben. Das Verständnis ist einfach nicht da. Dann gibt es diese Kluft zwischen Politik und den

Konsequenzen. Ich weiß nicht, ob sich die Politiker wirklich überlegen, was die Konsequenzen ihrer Entscheide für die Zukunft sind. Natürlich wird kurzfristig überlegt, ob man wiedergewählt wird, wenn man politische Entscheide macht. Aber was heißt das langfristig? Wir müssen uns das in Zukunft viel mehr überlegen.

Dieser Bericht ist nicht verschwunden, obwohl viele Leute versucht haben, den Bericht mit der Zeit unter den Tisch zu kehren. Es braucht eine radikale Umstellung, ein neues Paradigma für die Landwirtschaft in allen Weltregionen. Es ist nicht so, dass wir sagen, wir müssen nur im Süden ein neues Paradigma einführen. Nein, wir müssen das Paradigma im Norden und im Süden, im Westen und im Osten einführen.

Business is not an option. Das steht überall im Bericht. Wir wollen und müssen eine multifunktionale und ökologische Landwirtschaft haben, eine Landwirtschaft, die Probleme und Ursachen behandelt, aber nicht eine Landwirtschaft, die über die Probleme mit kurzfristigen Lösungen hinweggeht wie: Ein bisschen mehr Dünger, ein bisschen bessere Samen, damit kann man schon was machen. Wir wollen eine Landwirtschaft, die eine Lösung für den Klimawandel bietet. Wir wollen eine Landwirtschaft, die die externen Kosten internationalisiert. Wenn man so vorgeht, dann ist das der richtige Punkt, der Hebel, mit dem man die Landwirtschaft auf die richtige Spur bringen kann. Wir wollen eine Landwirtschaft, die die Menschheit ernährt, nicht füttert und zum Wohlstand führt. Wir wissen ja – und es gibt genug Ärzte hier im Raum heute –, dass die schlechte Nahrung, die wir haben, eigentlich zu Krankheiten führt und dann auch zu enormen Kosten, die die meisten Staaten nicht mehr tragen können. Das hängt alles zusammen.

Hier ist ein kleines Bild über die Multifunktionalität. Das heißt, wir bringen das Soziale mit der Umwelt und der Wirtschaft zusammen, und mittendrin liegt die landwirtschaftliche Produktion.

Wir müssen sehen, wie sich die drei Kreise integrieren lassen. „Agrikultur“ sind eigentlich zwei Wörter. Wir müssen sehr stark wieder zurück zur Kultur, zur Tradition, die mit der Landwirtschaft verbunden ist, zurückkommen, und das Wissen der Bauern. Das ist wichtig, das kann man nicht einfach beiseitelassen. Man muss es mit neuer Wissenschaft und neuen Technologien zusammenbringen. Wie aber kann man das zusammenbringen, damit es richtig funktioniert? Es gibt durchaus Lösungen, die werde ich später einmal zeigen. Zu den neuen Wegen gehört, ganz kurz: Wir müssen die Familienbetriebe, die kleinen Betriebe unterstützen. Vor zwei Wochen hat es auch Bill Gates gemerkt, das können Sie überall lesen: Oh, da gibt es Kleinbauern, die wir unterstützen müssen. Woher hat er das? Natürlich aus diesem Bericht, auch wenn es nicht gesagt wird.

Wir müssen sehen, wie die Dienstleistungen der Ökosysteme anerkannt und dann auch besser bezahlt werden. Vor allem die Frauen in der Landwirtschaft müssen besser unterstützt werden und die Möglichkeit zur Ausbildung erhalten, in viel stärkerem Maße als bisher.

Zugang zu Produktionskapital und Land: Das ist sehr wichtig. Kleinkredite auch mittlere, größere Kredite und Investitionen in die Wertschöpfung oder die landwirtschaftlichen Produkte. Einige müssen umgewandelt werden und da muss man mehr investieren. Der Marktzugang ist wichtig, von Norden nach Süden, und auch von Süden nach Norden. Oder auch im Süden eben. Was natürlich nicht geht, ist, dass Produkte stark vom Norden unterstützt werden und dort mit im Wettbewerb stehen. Wir müssen auch Infrastrukturen und Institutionen unterstützen, Good Governance zum Beispiel gehört dazu. Außerdem muss die Forschung völlig umgestellt werden, und zwar für die nachhaltige Landwirtschaft. Wir haben jetzt viele Jahre für die Industrielandwirtschaft geforscht; jetzt müssen wir sehen, wie

wir die Gelder und öffentlichen Gelder für nachhaltige Landwirtschaft einsetzen können.

Stark in der Diskussion steht natürlich immer die Biotechnologie. Die wird natürlich alle Probleme lösen, wie wir von den Plakaten überall erfahren. Aber das stimmt natürlich nicht. Wir müssen Resilienz, Nachhaltigkeit einbauen von Grund auf und nicht wieder irgendein Symptom behandeln. Denn alles, was mit Gentechnik gemacht wird, ist eigentlich Symptombehandlung. Das wissen wir genau. Wir haben schon Resistenzen gegen diese Unkrautmittel und Resistenzen gegen die BT-Genprodukte. Das war vorauszu-sehen, das wussten wir vorher, als die Chemika-lien versprüht wurden. Also gibt es hier leider nichts Neues, und deshalb müssen wir einmal anders denken als dieses *quick fix*. Und wir ha-ben sowieso schon ein Riesenpotenzial in den Landessorten und auch in den Hybriden, die es gibt. Wir könnten eigentlich die Erträge verdrei-fachen, wenn man das Potenzial, das wir schon haben, in den Samen auswerten könnte. Wo liegt das Problem? Ganz klar: am Boden, in der Bodenfruchtbarkeit. Dort müssen wir ansetzen und dort braucht es eben neue Wissenschaft.

Wir müssen auch die Landwirtschaft im System sehen, also alle Sektoren zusammen an-schauen. Das holistische Denken fehlt, vor al-lem in der Landwirtschaft, aber auch anderswo. Und so können wir aufhören mit dem linearen Denken und mehr im System denken.

Zur Förderung verantwortungsvoller Regierun-gen: Wenn Regierungen eine Seite der Welt und deren Bauern unterstützen mit diesen Geldern und dann billige Produkte auf den Weltmarkt bringen, weil es Überschüsse gibt, dann ist das natürlich nicht Good Governance. Und wenn man im Süden zu wenig in die landwirtschaftli-che Forschung, in die Ausbildung der Bauern investiert, das ist auch keine Good Governance. Dort muss sich auch etwas ändern und es müssen langfristige Lösungen gesucht werden.

Wie macht man das? Wir haben das schön dargestellt in dem Bild hier: Es zeigt einen Übergang von industrialisierter, also sehr pro-duktiver Landwirtschaft, die aber natürlich nicht nachhaltig ist, in eine Landwirtschaft, die nach-haltig ist, aber auch produktiv und den Prinzi-pien der Multifunktionalität folgt. So muss eben diese Landwirtschaft vom Norden – Amerika, Europa usw. – sich wandeln, und genauso muss die Landwirtschaft des Südens aufgezogen wer-den, die jetzt noch nicht sehr nachhaltig ist. Dort gibt es irgendwo einen Knick, und da müssen wir sehen: Wie kann man das überwinden? Und dort sollte man den Bauern helfen, die von hier dort hingelangen müssen.

Wie kann man diese unterstützen? Statt einfach Produktionszuschüsse zu geben, sollte man sehen, wie man den Bauern helfen kann, das Richtige zu tun. Denn die wissen schon sehr viel, was man da machen sollte, um die Land-wirtschaft von hier, von diesem Gebiet hier, nach oben zu bringen.

Man kann Bioland brauchen. Wir wissen, dass das funktioniert. Man kann Multigrouping ver-wenden, das habe ich selbst in Afrika gemacht. Dieser Mais ist völlig ohne Dünger produziert und ergibt vier- bis zehnmal mehr als normale Lokalsorten. Wenn das jeder Bauer macht, dann haben wir viel zu viel. Und dann produziert man das Futtermittel für die Kühe und natürlich auch den Stickstoff. Und dann gibt es keine Insekten mehr, weil da so ein System enthalten ist, wo das alles organisiert wird. Es gibt Lösungen. Warum werden die nicht umgesetzt? Mit dem System hier kann man nichts verdienen oder kann die Industrie nichts verdienen. Das macht der Bauer. Das ist kein Produkt, das ist eine Me-thode. Und deshalb muss man mehr öffentliche Gelder in die Forschung stecken. Denn alle diese Forschung ist von öffentlichen Geldern finanziert worden, in hohem Maße auch von der GTZ.

Wir können auch Reis mit Lokalsorten produzieren, so viel wie das IRI, also das internationale Institut in den Philippinen produziert hat, aber nur, wenn man das richtig anbaut. Da gibt es zig Beispiele. Eine Pflanze produziert auf einmal dreimal mehr, wenn man sie richtig anbaut. Es geht ja nur um den Anbau, die Agronomie, nicht um die Chemie.

Auch bei der biologischen Bekämpfung kann man etwas tun. Das ist ebenfalls wieder beiseitegeschoben worden. Warum Insekten züchten, Marienkäfer und so, wenn man Gentech gebrauchen oder verkaufen kann? Was man machen muss: Wir müssen mehr Leute auf den Bauernhof zurückbringen, das heißt, wir müssen auch die Arbeit erleichtern, das heißt, wir müssen kleine Maschinen hinbringen, sodass die Arbeit auf dem Bauernhof wieder Freude macht und nicht nur den Rücken kaputt. Das kann man alles. Wir wollen ja mehr Leute. 2050 haben wir noch einmal etwa 1,5 bis 2 Milliarden Leute mehr. Was machen die dann, wenn sie nicht auf dem Bauernhof oder in der Nahrungsmittelkette arbeiten?

Die UNEP hat, ich war dabei, einen Green Economy Report herausgegeben. Er enthält auch ein Kapitel zur Landwirtschaft. Ich weiß nicht, wie viele Leute von Ihnen das gelesen haben. Da haben wir gesehen, was passiert, wenn man in grüne Landwirtschaft investiert, das heißt, wenn man die Ernteverluste vermindert, wenn man das Management, also die Agronomie verbessert, wenn man mehr Forschung in nachhaltiger Landwirtschaft betreibt und die ganze Verarbeitung verbessert, weniger Verluste hat. Es lassen sich einige Beispiele anführen. Man kann zum Beispiel – das ist das braune Szenario und das grüne Szenario – die Abholzung stark vermindern von 25 auf nur noch 7 Millionen Hektar pro Jahr. Wir können auch mehr Arbeitsplätze kreieren, das sind 40 Millionen Arbeitsplätze mehr in 2050. Dies wird möglich bei einer Investition von etwa 2 Prozent

des Bruttosozialprodukts in eine grüne Landwirtschaft, und ein Zehntel davon geht dann in die Landwirtschaft. Die anderen Sektoren kriegen ja auch noch etwas, wie Strom, Transport usw.

Zum Schluss: Wir müssen neu denken. Wir können nicht die alten Probleme mit derselben Denkweise, wie wir sie kreiert haben, lösen. Ich hoffe, dass wir hier auch heute weitermachen mit einer neuen Denkweise und vor allem einer ethischen Denkweise. Denn wenn es um die Nahrung geht, geht es um Menschen; es geht um die Zukunft, um die Welt. Wir können nicht einfach so weitermachen wie bisher. Vielen Dank.

(Beifall)

Fragerunde

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Herr Dr. Herren, wir danken Ihnen sehr herzlich für Ihren sachkundigen und engagierten Vortrag. Das zeigt, dass das ein Lebensthema ist, das Sie über viele Jahre hinweg beschäftigt hat: die Sorge um nachhaltige und langfristig wirksame Ernährungssicherheit. Sie haben uns eindrucksvoll aufgezeigt, wie vernetzt miteinander die Ursachen des Welthungers sind und wie schwierig es ist, sie zu bekämpfen. Wenn man nur eine bekämpft, dann verstärkt man die anderen. Deshalb muss man eine sehr kluge Strategie suchen, die die Vernetzung der Ursachen berücksichtigt. Sie haben uns auch eindrucksvoll aufgezeigt, dass es nicht ausreicht, nur etwa auf die Fortschritte der Biotechnologie zu setzen. Die sind sicher unerlässlich, aber eben allein nicht ausreichend, sondern es ist eine sehr vernetzte und in sich strukturell sehr unterschiedliche Ursachengemengelage, die wir vor Augen haben.

Wir kommen nun zu einem ersten Block, der Ihnen aus dem Publikum Gelegenheit gibt,

Fragen und Diskussionsbeiträge an Herrn Herren zu stellen. Ich möchte Sie herzlich einladen, sich zu beteiligen, aber zugleich um kurze Beiträge bitten. Wir wollen immer drei Fragen bündeln und dann Herrn Herren Gelegenheit geben, darauf zu antworten.

[Herr Bär:] Die Frage an Sie ist, weil Sie dafür prädestiniert sein müssten: Was empfehlen Sie Personen, die aus ihrer Heimatregion fliehen wollen, weil sie erdplanetare Hilfeleistungen erbringen wollen und diese auch noch in einem Maße in ein Gemeinwohl einbringen wollen, das Erdbevölkerungsausmaß haben soll? Das ist meine Frage an Sie, denn ich sage: Wir haben hier sehr viele junge Menschen, was mich erstaunt hatte, als ich hierherkam. Sie sind viele Jahre im Geschäft. Was empfehlen Sie diesen jungen Personen, wovor sie sich hüten sollten? Denn ich habe vor der Maueröffnung eine Elterngeneration erlebt, die sehr verwirrt war und sich teilweise in Nationalfragestellungen ereifert hat und eher mehr wahnsinnig daran geworden ist, als dass sie wirklich sinnvolle Beiträge erbracht hätte. Was empfehlen Sie den jungen Personen, wovor sie sich eher hüten sollten? Denn Sie sind ein paar Jahrzehnte im Geschäft, und es wäre schade, wenn die jungen Personen sich zum Opfer machen, nur weil sie sich begeistert an dieses Werk setzen wollen.

Hinrich Winterbur: Mein Name ist Hinrich Winterbur. Ich bin privat hier. Ich habe folgende Frage an Herrn Herren, und zwar eine Einschätzung dazu, dass Nahrungsmittel – Mais, Raps – neuerdings aufgrund der Energiekrise für Energie eingesetzt werden.

Detlef Virchow [Food Security Center, Universität Hohenheim]: Mein Name ist Detlef Virchow vom Food Security Center, Universität Hohenheim. Meine Frage ist: Wie weit ist das, was Sie der anderen Seite vorwerfen, nicht auch bei Ihnen der Fall: eine Ideologisierung des Themas? Ganz konkret: Ich teile sehr viele Ihrer Auffassungen und des Berichtes, aber ich

denke, dieses opportune Green Revolution Bashing, das generelle Zerfetzen der Grünen Revolution, ohne ganz nüchtern darüber nachzudenken, welche positiven Aspekte die Grüne Revolution mindestens in Indien hatte, um viele Menschen vor dem Hungertod zu bewahren in den 60er-Jahren, das muss auch erwähnt werden. Wenn Sie konkret werden und Beispiele bringen, sind es ganz einfache technische Beispiele: irgendwelche Insekten, die man züchten kann, um gegen Pest vorzugehen. Das finde ich alles legitim. Nur die Frage dabei ist: Kann man so, was Sie den anderen vorwerfen, lineares Denken, betreiben Sie es nicht selbst? Aus eigener Untersuchung wissen wir, wenn man Landsorten zu intensiv anbaut – und das müsste man –, dann haben die mehr Probleme als die Hohertragssorten heutzutage. Also grundsätzlich: Verfallen Sie nicht auch der Ideologisierung mit Ihrem Bericht? Und das ist die Gefahr.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Die erste Frage betraf die jungen Leute, die von ihren angestammten Gemeinden, wo sie leben, fortgehen, und was Sie denen empfehlen.

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Die erste Frage ist eine gute Frage. Was kann man machen, um die jungen Leute auf dem Land zu erhalten? Was man machen muss, ist: Man muss rund um die Landwirtschaft investieren. Wenn man auf dem Lande nicht genug investiert in gute Schulen, in Gesundheit, in Stromzugang oder Transport und dann auch in Alternativplätze, die mit der Landwirtschaft zusammenhängen, gehen die Leute natürlich in die Städte. Und deshalb sagen wir, diese Rahmeninvestitionen sind extrem wichtig. Wir haben gesehen, dass in vielen Entwicklungsländern viel in den Städten investiert wird. Da sind natürlich auch viele Menschen. Und da sind auch die Leute, die zur Wahl gehen. Vor denen haben die Politiker am meisten Angst. Deshalb

auch die billigen Nahrungsmittel, die vom Ausland in die Städte fließen. Da muss man das Ganze eben umkehren und die Investitionen, die da in die Landwirtschaft gehen, in eine grüne Landwirtschaft investieren, nicht nur in bessere Anbaumethoden, um bessere Sorten zu züchten. Das ist sicher ein Weg, um die jungen Leute auf dem Land zu halten.

Dann kommt hinzu, dass viele Leute Bauern sein wollen. Wie viele Leute spielen täglich Farmer auf dem Computer? Millionen! Viel mehr, als es Bauern gibt, also in Amerika zumindest. Aber das ist einfach, das ist nicht rückschädigend, da muss man nicht morgens in aller Frühe aufstehen oder in der Sonne stehen. Daher gibt es viele Leute – das weiß ich, ich war lange genug in Afrika, aber auch anderswo in der Welt –, die gern Bauern sein möchten, aber nicht unter den Bedingungen, die wir heute haben: immer weniger Einkommen und immer mehr Druck auf die Preise. Nein, das muss sich ändern. Und warum? Weil Nahrungsmitteln essenziell sind für unsere Zukunft. Da müssen wir überlegen, wie wir anders investieren können, um das Leben auf dem Lande wieder interessanter zu machen. Das wäre meine Antwort, und das haben wir mit diesen Modellen durchzuspielen versucht.

Biotreibstoffe haben mit Bio überhaupt nichts zu tun, das wissen wir ja. Das Thema Biotreibstoffe oder Bioökonomie haben wir schon 2008 in dem Bericht diskutiert, und seitdem gibt es viele neue Studien. Die meisten zeigen, dass man nicht in diese Richtung gehen sollte. Denn wir brauchen nicht nur Land, sondern sehr viel Wasser, aber auch Erdöl, denn man muss düngen. Die Produktion von Biotreibstoff finde ich persönlich total falsch, mit der Ausnahme, wenn man es im kleinen Rahmen macht, vielleicht dass die Bauern selbst mit diesem Treibstoff ihre Maschinen zum Laufen bringen. Das kann man diskutieren. Eine andere Sache ist die zweite, dritte, vierte Generation an Biotreibstoffen. Aber wenn

man irgendwo Mais anbaut, wie zum Beispiel in Deutschland, und den dann verhäckselt und zu Biogas produziert, da muss man sagen: Irgendwo stimmt da etwas ist. Da braucht man Land, das man für etwas anderes brauchen könnte oder weniger intensiv nutzen müsste, um bessere Produkte mit weniger Input produzieren zu können. Man muss ja nicht immer mehr und mehr haben. Wir haben gesehen, wie viel wir schon produzieren. Wir müssen Qualität und mehr Diversität haben. Das wurde publiziert, Sie können es nachlesen. Die Bioprodukte haben ungefähr weniger 20 Prozent weniger Wasser und mehr Nährstoffe. Das ist alles belegt. Das heißt, man kann weniger kaufen, wenn das ein bisschen teurer ist, ist es immer noch dasselbe ungefähr. Dazu kommen natürlich die Einsparungen in Gesundheit usw.

Grüne Revolution Bashing: Der Bericht hat ganz klar gesagt: Wir ernähren mehr Leute. Vielleicht kann man sagen: Wir füttern. Mit welcher Qualität? Die hochgezüchteten Reissorten enthalten zum Beispiel viel weniger Eisen. Das muss wieder reingezüchtet werden. Irgendwo hat man Gutes getan, aber jetzt ist es Zeit, dass wir aus den Fehlern lernen und etwas anderes und Besseres machen für die Zukunft. Ich glaube, das ist keine Einbahnstraße, wie es manchmal klingt, da entschuldige ich mich für. Nein, Grüne Revolution hat etwas produziert, aber hat auch eine *down side*, etwas Negatives gehabt und das kann man mit neuer Forschung und mit dem, was wir schon wissen, sehr stark voranbringen. Das möchte ich noch einmal ganz klar sagen.

Natürlich ist das auch wieder eine ethische Frage: Was kommt zuerst, Leute oder Nahrungsmittel? Haben wir mit diesen Extranahrungsmitteln mehr Leute gefördert oder umgekehrt? Das ist ein bisschen wie die Ei-Huhn-Problematik. Die Diskussion geht ja noch weiter in der Literatur. Da sind sich die Leute nicht ganz einig, was zuerst ist. Obwohl: Wenn keine

Nahrung da ist, dann kriegen Sie auch keine Leute. Irgendwie glaube ich schon: Wenn man immer mehr produziert und vor allem keine gute Qualität, dann hat man auch mehr Leute, die aber eben auch nicht so gesund sind, wie sie sein sollten.

Und dann die ganzen Umweltprobleme. Die Grüne Revolution hat das Wasser verbraucht und hat soziale Probleme mitgebracht. Es gibt in bestimmten Gebieten weniger Bauern, vor allem in Indien. Indien ist ein gutes Beispiel: In Indien gibt es Überschüsse an Grundnahrungsmitteln. Indien hat die größte Unterernährungsquote bei den Kindern. Das heißt: Ein Mehr löst nicht unbedingt die Probleme. Das muss man klar erkennen. Wobei natürlich die Armut dabei ist. Und die Grüne Revolution hat es fertiggebracht, die Preise zu senken, aber das hat auch eine negative Seite. Da müssen wir uns überlegen: Wie können wir das tun? Ich habe keine fertige Lösung parat, aber wenn man das analysiert, sieht man, dass wir den Kurs wechseln müssen.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Jetzt haben wir noch eine zweite Fragerunde.

Gudrun Kamasch [Beuth Hochschule, Berlin]: Gudrun Kamasch. Ich bin von der Beuth Hochschule im Wedding aus dem Bereich Lebensmitteltechnologie. Herr Herren, wir haben schon einmal an der Grünen Woche kurz miteinander gesprochen und mir wäre es ein Anliegen, dass Sie noch einmal auf die Erzeugung von Fleisch eingehen und welche Bedeutung das Weideland weltweit in diesem Zusammenhang hat, weil wir bei uns beobachten, dass viele junge Leute, die Ideale haben, vollkommen auf Fleisch verzichten und der vegane Ernährungsstil der klimafreundliche wird. Das gilt vielleicht für unsere Art der Tierhaltung, aber vielleicht können Sie darauf eingehen.

Anja Kroke [Hochschule Fulda]: Mein Name ist Anja Kroke von der Hochschule Fulda. Ich habe eine Frage zur Einschätzung des Status quo. Sie haben in Ihrem Vortrag sehr viele Zahlen gezeigt, die vom Jahr 2000 sind, also zehn Jahre alt. Das heißt, man hat vor zehn Jahren die Erkenntnis gewinnen können, es muss sich etwas ändern, wir können nicht weitermachen. Meine Frage also: Was hat sich in den letzten zehn Jahren getan, in welche Richtung sind wir unterwegs?

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Im Augenblick ist keine weitere Frage in Sicht. Deshalb beantworten wir bitte die beiden: die Frage der Fleischerzeugung und was sich in den letzten zehn Jahren getan hat.

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Zur Fleischerzeugung: In dem Bericht schreiben wir es so nicht und ich möchte es so auch nicht sagen, aber eigentlich müssten wir alle zu Vegetariern werden. Denn wir brauchen die Wiesen; Grasland ist Teil einer nachhaltigen Landwirtschaft. Es gibt sehr viele Gebiete in der Welt, wo man nicht viel anderes machen kann, wo es Weiden und Tiere gibt. Aber womit man aufhören muss, ist, Mais und Sojabohnen an Rinder zu verfüttern. Zuerst einmal müssen wir Qualitätsfleisch herstellen. Das wird natürlich teurer. Das ist ja okay. Wir müssen sowieso weniger davon haben, zumindest in den Industriestaaten. Dort ist es klar: Die Tiere gehören auf den Bauernhof. Wir sagen auch, wir müssen den Kohlenstoffzyklus schließen, deshalb müssen wir auch den Mist auf die Feldern bringen. Das gehört zum System. Wir können doch nicht länger Sojabohnen aus Argentinien *one-way* nach Europa oder China schicken, um Fleisch in Übermengen zu produzieren. Wo geht dann der Mist hin, das *waste material*? Jetzt kommt es irgendwo ins Meer.

In 100 Jahren gibt es kein Phosphat mehr. Das heißt, wir müssen es wieder in den Zyklus hineinbringen. Wie können wir das System ändern? Europa ist ein gutes Beispiel. Wir könnten in Europa in viel stärkerem Ausmaß Wiesen in das System bringen und unser Fleisch auf natürliche Weise produzieren. Dort muss man einlenken. Und das hat Konsequenzen: Das ist natürlich der Preis. Aber man spart dann auch wieder Ausgaben für die Gesundheit, nicht sofort, aber in 10 oder 15 Jahren, das ist ein längerer Zyklus. Aber irgendwann einmal müssen wir dort investieren. Und dann gibt es die Produkte der Tiere, also Milch, Käse usw. Das passt in das System hinein, aber man muss alles mit Maß machen. Das gehört auch dazu: Maß. Und das ist eine Sache des Verhaltens, und eine Verhaltensänderung muss kommen. Es sieht alles danach aus; viele junge Leute sind schon auf der richtigen Spur. Als Vater von drei Kindern habe ich zwei, die aus genau diesen Gründen Vegetarier geworden sind und die mich auch dazu bringen wollen. Ich bemühe mich nach Kräften, fünf Tage von sieben, wir haben ein System ausgearbeitet, sonst gibt es eine Strafe.

Und *what's new*? Natürlich hat sich schon recht viel geändert, aber wir sind zu langsam. Man hört ja immer wieder: Der Biolandbau, die nachhaltige Landwirtschaft kann die Welt nicht ernähren. Das stimmt natürlich nicht. Ich habe das selbst erlebt und selbst gemacht. Ich weiß, dass das geht. Aber man liest das immer wieder. Es gibt Leute, die wollen nicht umstellen auf eine Art der Landwirtschaft, die eben nachhaltig ist, die anders ist, die uns allen eine Zukunft geben wird.

Wo ich nicht genug Änderung sehe, ist in der Forschung. Es gibt nur wenig Anzeichen dafür, dass die Staaten mehr in nachhaltige landwirtschaftliche Forschung investieren und wo man sagt: Jetzt müssen wir da richtig rangehen. Man muss an die Unis gehen und sehen, wie viele

öffentliche Gelder kommen da rein gegenüber den privaten Geldern, und zwar auf den Forschungsstationen, Forschungsinstituten, wo man immer diesen Privatsektor reinbringen will. Auch in der internationalen Forschung gibt es immer wieder Anregungen, ich war lange genug dabei, 16 Jahre. Da wird gesagt: Man muss den Privatsektor immer mit reinnehmen. Warum? Wir müssen in der landwirtschaftlichen Forschung öffentliche Güter produzieren, nicht Güter und Lösungen, die dann patentiert werden. Das kann man mit anderen Dingen machen, die man nicht unbedingt für das Leben braucht, aber nicht für derart grundlegende Produkte. Das ist die Ansicht der Leute, die den Bericht geschrieben haben, und ich vertrete diese auch.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Wir haben noch Zeit für zwei kurze Fragen.

Uwe Meier [Julius-Kühn-Institut, Braunschweig]: Mein Name ist Uwe Meier, ich komme vom Julius-Kühn-Institut in Braunschweig. Herr Herren, sind Sie überhaupt der Meinung, dass man ein solches System, das Sie heute vorgestellt haben, oder die Vorschläge, die Sie gemacht haben, in diesem marktradikalen System, das wir weltweit haben, überhaupt umsetzen kann? Liegt da nicht das Kernproblem? Ich denke auch an den Wirtschaftsethiker Ulrich aus St. Gallen, der ähnliche Thesen vertritt. Es ist gar nicht möglich, meint er, dass man solch eine Landwirtschaft betreiben kann, wenn wir dieses marktradikale System in dieser Form beibehalten.

Tina Fiebinger: Mein Name ist Tina Fiebinger. Ich studiere in Witzenhausen Ökologische Agrarwissenschaften. Meine Frage ist, ob Sie vielleicht noch einmal auf die Bedeutung von Subsistenzwirtschaft und kleinbäuerlicher Landwirtschaft eingehen können. Danke schön.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Die erste Frage noch einmal, bitte.

Uwe Meier [Julius-Kühn-Institut, Braunschweig]: Herr Herren, sind Sie der Auffassung, dass man eine Veränderung in der Landwirtschaft weltweit überhaupt bekommen kann, wenn wir dieses marktwirtschaftlich radikale System, das wir haben, grundsätzlich, nicht nur in der Landwirtschaft, beibehalten? Muss hier nicht eine grundlegende Änderung erfolgen, um Veränderungen auch in der Landwirtschaft herbeizuführen? Ich denke zum Beispiel an Deutschland mit der größten Pflanzenschutzmittelindustrie weltweit. Das hat ja auch Konsequenzen.

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Diese Umwandlung, von der ich gesprochen habe: Natürlich ist die Landwirtschaft nicht isoliert im System, und wir müssen anders denken nicht nur in Sachen Landwirtschaft, sondern auf alle Sachen, wie wir leben. Das gehört dazu, ob es jetzt im Norden, Süden, Osten oder Westen ist. Die Diskussion, die wir heute haben, sollte die Leute dazu bringen, sich zu überlegen, was und wo wir die richtigen Hebel ansetzen müssen, um den Wandel in der Landwirtschaft und im Rest der Wirtschaft zu erreichen. Denn wir können natürlich nicht eine Landwirtschaft haben, die umweltgerecht ist in einer Welt, wo alles andere nicht richtig grün oder ebenso so umweltgerecht gemacht wird. Das gilt für den Energieverbrauch generell, und die Landwirtschaft leidet stark unter den anderen zwei Dritteln der Wirtschaft, die die Treibhausgase produzieren. Wir stehen unter dem Einfluss auch der anderen Zweige der Wirtschaft. So müssen wir die gesamte Wirtschaft betrachten und umwandeln. Heute geht es um Nahrungssicherheit. Wir haben aber natürlich auch Fragen an die anderen zu stellen und müssen ihnen sagen, ihr müsst mithelfen.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Jetzt war die Frage der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft.

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Wir müssen aus der Subsistenzwirtschaft rausgehen. Das heißt nicht, dass die Klein- und Familienbauern verschwinden müssen. Umgekehrt müssen wir aber die Möglichkeiten schaffen, vor allem die wirtschaftlichen, dass sie sich ein gutes Leben erarbeiten können. Und das heißt eben, wir müssen um die Landwirtschaft herum investieren, sodass ein Teil von der Landwirtschaft weggehen kann – aber nicht unbedingt in die Städte, in die Slums, sondern in die verarbeitende Industrie, in die Wertschöpfung von landwirtschaftlichen Produkten auf dem Lande. So gehen dann die Abfallstoffe, also das *waste material*, wieder zurück auf den Bauernhof und die Zyklen verkleinern sich. So kann man auf dem Lande gute Arbeitsplätze schaffen und das Leben dort verbessern.

Es stimmt: Heute wollen viele Leute nicht mehr in der kleinen Landwirtschaft arbeiten, weil man eben nichts verdienen kann. Man kann die Kinder dort nicht aufziehen, man kann sie nicht zur Schule schicken. Das ist eine lange Kette, da muss jedes Glied angeschaut und etwas daran auch gemacht werden. Aber es gibt viele Beispiele von mittleren, also kleineren Betrieben, die profitabler sind. Ich kenne da, wo ich wohne, also in den Staaten, viele Kleinbauern, die verdienen sehr gut Geld, ohne überhaupt Subventionen zu erhalten. Sie stehen damit im Gegensatz zu den großen Bauern, die Riesemaschinen gekauft haben, riesige Kapitalinvestitionen gemacht haben und dann darauf angewiesen sind, immer größer zu werden, um alle diese Schulden abzuzahlen. Dort muss man sehen: Es gibt irgendwo ein Maß. Was ist groß, was ist klein? Es kommt darauf an, wo man ist und was man macht. Darum sage ich: lieber ein

Kleinbauer – Familienbauer, das ist vielleicht der bessere Ausdruck, wenn man einen Familienbetrieb hat. Ich denke, und das ist ein bisschen so, dass die Familienbetriebe auch industrielle Betriebe, Familienbetriebe sind, eigentlich eine längerfristige Perspektive haben als Riesenfirmen, denn das wird weitergegeben, auch das Land. Und wir als Kleinbauern und Familienbauern achten besser auf das Land, denn das ist die Lebensgrundlage, das ist nicht eine Industrie.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank, Herr Dr. Herren, nochmals für Ihren Vortrag und auch Ihre Beantwortung der Fragen. Es hat sich schon sehr deutlich angekündigt, dass die Ernährungssicherheit in allen Gegend der Welt auch mit unserem eigenen Lebensstil, mit unseren Essgewohnheiten zu tun hat, dass auch Nahrungsmittelforschung eine öffentliche Aufgabe ist, die auch die politische Verteilung unseres Reichtums betrifft. Das sind ethische Aspekte unseres Themas und die wollen wir nun im nächsten Schritt in einer Podiumsdiskussion in den Mittelpunkt stellen. Diese Podiumsdiskussion wird moderiert werden von Frau Christiane Grefe. Sie ist derzeit Redakteurin und Reporterin der *Zeit*. Vorher war sie in der *Süddeutschen Zeitung* im Magazin tätig. Viele von Ihnen kennen sie vielleicht von ihren Beiträgen her. Sie hat von selbst in diesem Bereich geforscht und hat vor einigen Jahren einen Film gedreht, wo eine internationale Fast-Food-Kette kritisch beleuchtet wurde, welche Veränderungen das in den Herkunftsländern der Nahrungsmittel auslöst. Sie ist von daher auch durch eigene Tätigkeit und berufliche, private Interessen mit unserem Thema sehr verbunden.

Podiumsgespräch: Ernährungssicherung und Ernährungssicherheit als ethische Herausforderung

**Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds ·
Philosophisch-Theologische Hochschule
Sankt Georgen, Frankfurt/M. –
Kurt Gerhardt · Journalist und Mitinitiator
des Bonner Aufrufs „Eine andere
Entwicklungspolitik!“, Köln –
Prof. Dr. Thomas Pogge · Yale-
Universität, New Haven (Connecticut),
USA –
Moderation: Christiane Grefe · Die Zeit,
Berlin**

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Guten Morgen, meine Damen und Herren, auch von meiner Seite eine herzliche Begrüßung und ein großes Dankeschön an den Deutschen Ethikrat, dass er sich dem Thema Welternährung zugewandt hat. Unser Thema „Ernährungssicherung als ethische Herausforderung“ scheint zunächst fast absurd, weil doch so klar auf der Hand zu liegen scheint, wo hier Gut und Böse, Verantwortung, unverantwortlich liegen, dass es eine oberste Priorität haben muss, dass niemand hungert und jeder einzelne Mensch auf diesem Globus zu essen hat. Selbstverständlich sollte das umso mehr der Fall sein in einer Zeit, in der keine Not herrschen müsste. Wir haben es gerade von Herrn Herren gehört: Wir verfügen über die Technologien und über das Wissen, um alle Menschen zu versorgen oder um es mit dem passionierten Streiter für die Menschenrechte Jean Ziegler zu sagen: Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit ist der objektive Mangel besiegt und die Utopie des gemeinsamen Glückes wäre materiell möglich. So Jean Ziegler.

Die Realität ist eine andere. Sie kennen alle die beschämenden Fakten. In den Vereinten Nationen haben sich die Regierungen der Welt vorgenommen und verpflichtet, den Anteil der

Hungernden und der Armen bis 2015 um die Hälfte zu senken, was schon ein nicht besonders ehrgeiziges Ziel ist, und trotzdem hat sich im Gegensatz dazu die Zahl der Unterernährten erhöht, verdoppelt auf 1 Milliarde Menschen in dem Zeitraum, in dem dieses Versprechen getätigt wurde. Sie ist seit dem Höhepunkt im Jahr 2009 zwar offiziell wieder gesunken, könnte aber längst wieder gestiegen sein, denn, wie Sie es vielleicht verfolgt haben, auf dem Weltmarkt steigen die Nahrungsmittelpreise. Das hat viele Ursachen und führt dazu, dass besonders die ärmsten Länder, die oft von Importen abhängig sind, in Versorgungsnot geraten oder die Versorgungsnot noch verstärkt werden. Ich will gar nicht in die Details der Ursachen gehen, sondern nur sagen, dass das alles nicht schicksalhaft ist, sondern Folge politischer Entscheidungen, und in der Hoffnung, nicht ausschweifend zu werden, Ihnen ein Zitat vorlesen. Es lautet:

„Wir haben zugelassen, ja es zum Teil gefördert, dass Lebensmittel wie jedes andere banale Konsumprodukt den kalten Regeln des absoluten Marktes unterworfen wurden. Wir haben zugelassen, dass die Finanzmarktjongleure mit ihren perversen Spekulationsgeschäften aus reiner Gier die Preise von Nahrung in die Höhe schießen lassen können und morgen jene von Agrarprodukten aus Entwicklungsländern in den Keller fallen lassen können, ohne mit der Wimper zu zucken. Mit kurzen Mausclicks an einem bunten Computerschirm in einem klimatisierten Großraumbüro stehlen einige wenige in wenigen Sekunden mehreren Millionen die Lebensgrundlage. Dies als Kollateralschaden in Kauf zu nehmen ist das Gegenteil einer ethisch fundierten Marktwirtschaft. Es ist nicht nur verwerflich, es ist kriminell.“

Vielleicht denken Sie jetzt, das stamme aus einem Flugblatt von Attac, aber das Zitat hat Luxemburgs Premierminister Jean-Claude Juncker geschrieben, im Vorwort zu einem Buch

über die Armut, das den unzweideutigen Titel trägt: „Mordshunger“. Mehr muss ich nicht sagen, um deutlich zu machen, dass es hier tatsächlich um ethische Fragen geht. Haben Regierungen tatsächlich verwerflich entschieden, gar kriminelles Handeln gefördert, wie Juncker da nahelegt? Absichtsvoll, fahrlässig oder in Sachzwängen gefangen? Oder war es gerade das Gute, das gut Gemeinte, das Elend geschaffen hat? Welche komplexen ethischen Dilemmata stellen sich bei der Frage nach der globalen Ernährungssicherheit und vor allem, wie kann man sie lösen?

Darüber wollen wir jetzt hier sprechen und ich möchte Ihnen kurz vorstellen, wer neben mir sitzt. Drei hochkarätige Experten mit unterschiedlichen Perspektiven. Zu meiner Linken und Ihrer Rechten: Thomas Pogge, Soziologe und Philosoph mit Abschlüssen aus Hamburg und Harvard und derzeit leitender Professor für Philosophie und internationale Angelegenheiten an der Yale University. Er beschäftigt sich seit vielen Jahren mit den ethischen Begründungen und Bewertungen individuellen und politischen Handelns besonders in Bezug auf das Armutsthema.

Ganz rechts außen, für Sie links sitzt Bernhard Emunds. Er ist katholischer Theologe, Geschichtswissenschaftler und Volkswirt und derzeit Leiter des Nell-Breuning-Instituts sowie Professor für Christliche Gesellschaftsethik und Sozialphilosophie an der Hochschule Sankt Georgen.

Und last not least Kurt Gerhardt, ein Journalistenkollege vom WDR, der dort 40 Jahre als Radiomoderator und zuletzt im Studio Brüssel gearbeitet hat. Neben dem Journalismus hat er sich immer wieder für Entwicklungspolitik engagiert, unter anderem im Niger und hat im Jahr 2008 gemeinsam mit Rupert Neudeck und anderen den Bonner Aufruf initiiert. Das ist ein Bündnis, das sich äußerst kritisch mit der Entwicklungspolitik und deren in seinen Augen

gescheiterten Strategien beschäftigt und eine Neuausrichtung fordert. Herzlich willkommen, alle drei Gäste, und vielleicht kurz zum Verfahren: Wir haben abgemacht, dass zunächst jeder aus seiner Sicht die ethischen Fragen der Ernährungssicherheit in einem kurzen Statement kommentiert. Dann werden wir auf dem Podium diskutieren und dann mit Ihnen. Vielleicht mögen Sie anfangen, Herr Pogge. Sie haben das Wort.

Prof. Dr. Thomas Pogge [Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA]: Ich habe ein Powerpoint, der hoffentlich vom Techniker ange-rollt werden kann. Wunderbar. Ich will Ihnen drei Sachen sagen. Erstens: die Zahlen über den Welthunger, die chronische Unterernährung von Menschen. Hier sehen Sie die Zahlen der chronisch Unterernährten, wie sie von der Food and Agriculture Organization der Vereinten Nationen gegeben werden. Sie sehen hier: Das hat sich relativ gut entwickelt in den 60er- und 70er-Jahren und ist dann aber stehengeblieben und sogar wieder nach oben gekommen. Das ist schon ein paar Mal gesagt worden. Ich habe hier die Zahl 788 Millionen rot eingefärbt, weil sich 1996 beim Welternährungsgipfel in Rom die 186 vertretenen Regierungen dazu verpflichtet haben, die Zahl der chronisch Unterernährten zu halbieren, und zwar die Anzahl bis zum Jahr 2015, also auf 396. Und Sie sehen, dass das genaue Gegenteil passiert ist: Die Zahl steigt steil nach oben. Dieses Ziel ist mehrfach verwässert worden, sodass es jetzt mit den Development Goals das Ziel ist, den Anteil der Unterernährten in der Bevölkerung der Entwicklungsländer von 1990 auf 2015 zu halbieren. Dies ist ein viel weniger ambitioniertes Ziel, da es nur eine 27-prozentige Verringerung der Anzahl der Armen beinhaltet.

Warum passiert das? Jetzt kommt der zweite Punkt. Es passiert einfach deswegen, weil sich die Armut stark verschärft. Was angebaut wird und wohin das fließt, was angebaut wird, das

richtet sich danach, wer nachfragen kann, wer Geld in der Hand hat, mit dem er nachfragen kann nach Waren, nach Biofuels, nach Essen usw.

Sie sehen hier, dass sich das Welteinkommen, also das globale Haushaltseinkommen, sehr ungleich verteilt. Die untere Hälfte der Menschheit hat weniger als 3 Prozent des Welteinkommens, das untere Viertel der Menschheit gerade einmal drei Viertel eines Prozents. Sie sehen hier auch, dass sich die Situation der Armen dramatisch verschlechtert hat, dass insbesondere das ärmste Viertel der Menschheit rund ein Drittel ihres Anteils am globalen Haushaltseinkommen verloren hat. 32,8 Prozent Verlust von miserablen 1,16 Prozent, so sind sie auf 0,78 Prozent heruntergekommen. Die Frage ist: Wie passiert so etwas, wie kann ein so dramatisches Abfallen des Anteils der Armen am Welteinkommen passieren gerade in dieser Globalisierungsperiode?

Ein sehr wichtiges Element der Erklärung dieser Verarmung der Armen besteht darin, dass wir Globalisierung haben. Globalisierung heißt, dass immer mehr Regeln auf supranationaler Ebene festgelegt werden, wo wenig Transparenz besteht, wenig Demokratie und wo nur ganz wenige Elitespieler die Möglichkeit haben, die Regelsetzung zu beeinflussen. Große Firmen können ihre Regierungen lobbyieren und diese Regierungen können dann die Regeln nach deren Interessen einrichten. Kleine Menschen so wie Sie und ich und ganz kleine, so wie die Armen in den armen Ländern, haben nicht die geringsten Einflussmöglichkeiten. Wenn also die Regeln unter diesen ganz starken Spielern ausgehandelt werden, dann kommen dabei natürlich Regeln zustande auf der supranationalen Ebene, die für große Firmen von Vorteil sind und wo die Armen dann auf der Strecke bleiben. Ganz dramatische Verarmung ist der zweite Punkt.

Ich habe einen dritten Punkt: Viele Menschen denken, dass Unterernährung wenigstens einen kleinen Vorteil hat. Sie hilft uns, die Überbevölkerung zu verlangsamen. Denn die, die am Hunger sterben, sind wenigstens tot und kriegen keine Kinder mehr. Das sagt man nicht laut, aber das denken viele. Deswegen noch dieser Punkt: Es ist genau das Gegenteil der Fall. Nämlich genau dort, wo es Hunger und Armut gibt, gibt es hohe *total fertility rates*, kriegen die Frauen mehr Kinder. Auch da, wo Frauen keine hohe Schulbildung haben, gibt es das Phänomen. Das sind die Länder mit den höchsten *total fertility rates*, und da sehen Sie: Ein ganz hohes Bevölkerungswachstum liegt genau dort vor, wo die Länder arm sind. In 95 Ländern der Welt sind die *total fertility rates* bereits unter 2 gesunken, also unter die Reproduktionsrate, und das sind die reicheren Länder der Welt. Übrigens ist auch China dabei, natürlich wegen der *one child per couple policy*. Aber im Wesentlichen, in fast allen reichen Ländern der Welt liegt sie unter 2. Wenn wir uns also über Überbevölkerung Sorgen machen, wenn wir im Jahr 2100 eine relativ tolerable Bevölkerungszahl von vielleicht 8 Milliarden haben wollen und nicht 14 Milliarden, ist das Beste, was wir jetzt tun können, etwas gegen Armut und Hunger zu unternehmen. Vielen Dank.

(Beifall)

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Ich habe keine Powerpoint, aber vier Punkte. Ausgangspunkt ist für mich das Menschenrecht auf Nahrung. Jeder Mensch soll einen verlässlichen Zugang zu Nahrung haben, die ausgewogen ist, die seiner Kultur entspricht und die auch den natürlichen Lebensumständen angemessen ist. Das Menschenrecht auf Nahrung bedeutet, dass niemand unter- oder mangelernährt sein soll, was derzeit etwa 2 Milliarden Menschen betrifft. Das Menschenrecht auf Nahrung ist Teil des

Subsistenzrechtes. Jeder Mensch soll über alle Ressourcen verfügen können, deren man bedarf, um dauerhaft überleben zu können. Wenn wir uns als Menschen wahrnehmen, dann erkennen wir zugleich, dass wir unverlierbare Rechte haben. Und wir legen uns wechselseitig die Pflicht auf, dass wir gemeinsam Verantwortung dafür übernehmen, diese Grundrechte, diese Menschenrechte zu verwirklichen. Hier geht es allerdings um ein wirtschaftlich-soziales Menschenrecht und es reicht nicht, dass wir die Pflicht übernehmen, niemanden zu schädigen. Es geht nicht nur um eine Unterlassungspflicht, sondern es geht darum, dass wir etwas positiv beitragen. Das kann man, wie Herr Pogge das in anderen Schriften auch tut, noch einmal verdeutlichen und verschärfen dadurch, dass wir in einem Gesamtzusammenhang leben, von dem wir profitieren, unter dem aber die anderen leiden, sodass es auch eine gewisse Korrekturbedürftigkeit gibt, korrektive Gerechtigkeit das fordert. Insgesamt geht es beim Menschenrecht auf Nahrung um ein besonders dringliches Recht. Es geht um das nackte Überleben, und damit sind auch die Pflichten, die diesem Menschenrecht auf Nahrung entsprechen, besonders dringlich.

Zweitens aber: Die Probleme, mit denen wir zu tun haben, sind Probleme ungerechter wirtschaftlicher Strukturen oder einer strukturellen Ungerechtigkeit. Es klang schon im Einführungsvortrag an: Heute muss eigentlich niemand hungern, muss niemand mangelernährt sein, weil wir zu wenig Ressourcen hätten. Prinzipiell ist es möglich, genügend Nahrungsmittel in ausreichendem Umfang herzustellen und auch in ausreichender Qualität und Diversität herzustellen und allen zur Verfügung zu stellen. Dass Menschen unterernährt oder mangelernährt sind, ist nicht eine Frage der Mengen, sondern weil sie zu arm sind. Sie ist zu arm, um die entsprechenden Nahrungsmittel zu kaufen; und sie sind auch zu arm, um ausreichend produktiv

Nahrungsmittel für den Eigenbedarf herzustellen. Und wenn der Hunger in der Armut begründet ist, dann ist er begründet in wirtschaftlichen Strukturen, in den Strukturen der Entwicklungsländer und in den Strukturen der Weltwirtschaft, in die diese Entwicklungsländer integriert sind. Bei strukturellem Unrecht aber, und das hat Aris Young hervorragend herausgearbeitet, gibt es nicht einfach einen Verursacher oder eine kleine Gruppe von Verursachern des Leids, sondern bei strukturellem Unrecht, bei ungerechten Strukturen geht es um regelgeleitete Interaktionen, die so ablaufen, dass die einen davon profitieren und die anderen darunter leiden, weil ihre Handlungs- und Entfaltungsmöglichkeiten immer weiter eingeschränkt werden. Das heißt, wir haben zwar eine dringende Pflicht, dafür zu sorgen, dass das Recht auf Nahrung für alle verwirklicht wird. Aber was diese Pflicht bedeutet, ist vergleichsweise unbestimmt. Es geht nicht nur darum, etwas zu unterlassen oder eine einzelne klare Handlung zu vollziehen, sondern es geht eher um eine politische Verantwortung, dafür Reformen voranzubringen, Reformen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit wie auch Reformen in der Weltwirtschaft.

Ich komme zum dritten Punkt: Wenn man sich die philosophisch-ethische Debatte ansieht, dann hat man den Eindruck, dass man bei den Pflichten, die dem Recht auf Nahrung gegenübergestellt werden, eine Neigung zu einfachen Lösungen hat. Peter Singer kommt, auch wenn er nicht menschenrechtlich argumentiert, letztendlich zu einer Pflicht zu spenden, und bei Ihnen, Herr Pogge, lese ich zumindest indirekt, dass es darum geht, 1 Prozent des Weltbruttoinlandsproduktes – also einen durchaus erheblichen Teil, wenn man die Gesamtsumme sieht – des Einkommens aus den Industrieländern zu nehmen und es so umzulenken, dass es bei den Armen in den Entwicklungsländern ankommt. Wenn das so wäre, dann hätten wir eine einfache, klar bestimmte Pflicht, die dem Men-

schenrecht auf Nahrung gegenüberstünde. Aber ich bezweifle, dass es eine solche einfache, klar bestimmte Pflicht gibt. Erstens gibt es in den Entwicklungsländern, die dann dieses Einkommen verteilen müssten, eigentlich keine geeigneten administrativen Strukturen, um dieses Geld auszuzahlen. Wir haben ein gigantisches Problem der Korruption, das dann, wenn wir diese Ströme noch weiter ausdehnen würden, sicher weiter steigen würde. Zweitens ein Punkt, den ich nur andeuten möchte, obwohl da mein eigentliches Herzblut drin ist: Wenn wir Finanzströme, Einkommensströme betrachten, dann haben wir etwas Monetäres. Wir müssen das Monetäre unterscheiden von realwirtschaftlichen Strömen, aber auch zusammendenken. Wenn wir große Einkommensströme aus den Industrieländern in die Entwicklungsländer lenken, dann führen wir denen Devisen zu. Was sollen sie mit den Devisen machen? Letztendlich Produkte bei uns kaufen, und das ist eigentlich nicht von großem Vorteil. Da, wo es in heimisches Geld umgetauscht wird, ist es so ähnlich wie zusätzliche Geldschöpfung durch die Banken oder, wenn Sie so wollen, vereinfacht Geld drucken durch die Zentralbank. Es ist zusätzliches Geld, ohne dass bereits zusätzliche Wertschöpfung da wäre. Und dafür braucht man die große Umlenkung der Einkommensströme nicht.

Entscheidend aber scheint mir zu sein, dass alle Erfahrungen, die wir bisher gemacht haben, dass dauerhafte Armut, extreme Armut und damit eben Hunger und Mangelernährung nur überwunden werden können durch steigende Wertschöpfung vor Ort und dadurch, dass breite Bevölkerungskreise an dieser Wertschöpfung partizipieren durch faire Formen von Erwerbsarbeit. Das ist die arbeitsintensive Wachstumsstrategie der ILO, die natürlich stark auf abhängige Beschäftigung zielt. Im Bereich der Landwirtschaft aber geht es sicher auch um besondere Formen der kleinbäuerlichen oder

familienbäuerlichen Landwirtschaft, die da unterstützt werden müssen.

Damit komme ich zum letzten Punkt: Es geht darum, Hunger und Mangelernährung bei Kleinbauern, bei Familienbauern und bei Landarbeitern ohne Land zu bekämpfen. Faktisch ist es so, und das muss man sich, wenn man über das Welternährungsproblem spricht, immer wieder verdeutlichen: Über die Hälfte derjenigen, die Hunger leiden, sind Kleinbauern in Entwicklungsländern und weitere 20 Prozent derer, die Hunger leiden, sind Landarbeiter ohne Land. Das heißt, ausgerechnet diejenigen, die an den Quellen sitzen, wenn wir so wollen, sind diejenigen, die am wenigsten Möglichkeiten haben, sich vernünftig zu ernähren. Das heißt, sie sind so arm, dass sie diese Quellen nicht richtig nutzen können. Insofern ist die Produktivitätssteigerung in der vergleichsweise kleinstrukturierten oder mittelstrukturierten Landwirtschaft in den Entwicklungsländern der entscheidende Punkt. Da, wo größerteilige Agrarwirtschaft entsteht, wird es darum gehen, dass man faire Beschäftigungsmöglichkeiten für die Landarbeiter schafft und zugleich darauf achtet, dass diese größerteiligen agrarwirtschaftlichen Strukturen die kleinteilige bäuerliche Landwirtschaft nicht völlig an den Rand drängen. Hier würden sich viele Konkretionen anschließen, aber das, denke ich, können wir im Verlauf der Diskussion ja noch tun.

Entscheidend aus meiner Sicht ist Folgendes: Die Pflicht, die dem Menschenrecht auf Nahrung entspricht, ist zuerst einmal eine Pflicht, sich politisch zu engagieren für eine Entwicklungspolitik, die die Entwicklung des ländlichen Raumes voranbringt, und für Weltwirtschaftsstrukturen, die der Agrarwirtschaft in den Entwicklungsländern ernsthafte Chancen gibt. Vielen Dank.

(Beifall)

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Vielen Dank. Herr Gerhard, *your turn*.

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Mir fiel auf, Herr Schmidt-Jortzig, als Sie sagten, das sei eigentlich ein Thema für diese Institution hier: Es ist auch ein ungewöhnliches Thema – so scheint mir, ich will vorsichtig sein – für die Praxis der Entwicklungshilfe. Ich glaube, dass sehr viele derer, die in der Entwicklungshilfe arbeiten, ethisch empfinden. Aber das, was man da tut, einmal systematisch durch die ethische Brille zu betrachten, das ist mir noch nie untergekommen in meinen unzähligen Diskussionen und Erfahrungen im Bereich der Entwicklungshilfe. Insofern hat es einen doppelten Reiz. Ich will für mich sagen, dass ich bei meinen Äußerungen Afrika im Blick habe. Ich kann hauptsächlich nur über Afrika reden und natürlich ist nicht alles in Afrika, aber ich verstehe von anderen Entwicklungsregionen dieser Welt etwas weniger.

Ich kann einem Reiz nicht widerstehen, der durch die Nachbarschaft zu Herrn Emunds entstanden ist. Ich war 1980 und schon vorher Parlamentsberichterstatter in Bonn. 1980 hatten wir wieder einmal eine große Rentendiskussion und es ging um die Frage, ob die Anpassung der Renten bruttolohnbezogen bleiben sollte oder nettolohnbezogen werden sollte. Das war furchtbar. Ich habe die Systematik die dahintersteckte, sehr schlecht verstanden, bis mir ein Licht aufging nach der Lektüre eines Artikels in der Wirtschaftswoche, ich weiß es noch genau. Da glaubte ich verstanden zu haben, worum es ging. Der Autor dieses Artikels war jemand, der um die 90 Jahre alt war, nämlich Oswald von Nell-Breuning. Durch ihn habe ich das Subsidiaritätsprinzip kennengelernt. Und es hat mich seitdem besonders auch in der Entwicklungshilfe begleitet. Nachdem ich etwa ein halbes Jahr in der Entwicklungshilfe in Afrika tätig war, habe ich von Herrn Nell-Breuning einen Brief geschrieben, den ich bewahre wie eine Reliquie.

Ich habe ihm gesagt: Herr Professor, wenn es einen Platz auf dieser Welt gibt, auf den man das Subsidiaritätsprinzip anwenden müsste, dann scheint es mir wird Afrika und die Entwicklungshilfe zu sein. Dann schrieb er mir zurück und hat einen Satz in dem Brief gehabt, der mich geradezu, nachdem ich ihn vor allen Dingen später noch einmal gelesen habe, getroffen hat wie ein Schlag. Er sagte: Wir müssen bei unserer Entwicklungshilfe immer darauf achten, dass unser Gegenüber Subjekt bleibt und nicht zum Objekt wird. In dem Satz steckt so viel Wahrheit, dass es jetzt gerechtfertigt wäre, fünf Minuten zu schweigen und darüber nachzudenken. Aber dann wird mir das Honorar wahrscheinlich gekürzt. Das Subsidiaritätsprinzip anzuwenden auf das, wovon wir hier reden, ist höchst nützlich. Denn wenn wir unser Gegenüber im Prozess des Unterstützens zu sehr zum Objekt machen und dieses gegenüber seine Selbsthandlungs-Subjekteigenschaft zu sehr verliert, dann verletzt das seine Würde und es ist in hohem Maße unethisch. Es darf nie passieren, dass wir zu sehr die Handelnden werden, egal, in welchem Bereich, ob bei der Hilfe für Ernährungssicherung oder in anderen Kooperationsbereichen.

Damit hängt auch zusammen – und da bin ich auch so ein bisschen bei den Inhalten des Bonner Aufrufs –, dass wir Zuständigkeiten klären müssen. Ich trete heute auch vor Afrikaner hin und sage ihnen: Für deine Ernährungssicherung bist du zuständig, nicht ich. Jedenfalls in erster Linie. Du bist zuständig als Individuum, deine Familie, dein Dorf und dein Staat. Und erst wenn das zu Ergebnissen führt, die bei weitem nicht ausreichen, dann klopft bei uns an die Tür, bei uns, die wir im Übermaß haben. Aber diese Hierarchie sozusagen muss klar sein und in der Entwicklungshilfe ist sie in dem letzten halben Jahrhundert so unklar gewesen, dass so etwas wie der Bonner Aufruf entstanden ist.

Entwicklungshilfe – auch das ist ein Teil des Subsidiaritätsprinzips – soll unabhängig von Hilfe machen. Sie soll nur in dem Maße gegeben werden, weil es unbedingt nötig ist. Sie soll nur so lange gegeben werden, wie es unbedingt nötig ist. Wir geben natürlich auch wesentlich für die Ernährung von Menschen Entwicklungshilfe seit einem halben Jahrhundert. Man muss von Entwicklungshilfemechanismen nichts verstehen. Man braucht nur ein bisschen ein wenig Lebenserfahrung und Common Sense, um die Frage zu beantworten: Wenn ich jemandem und Menschen über Jahrzehnte helfe, was sagt die Wahrscheinlichkeit: dass sie unabhängig von Hilfe werden? Oder dass sie abhängig von Hilfe werden? Die Antwort, die Sie von mir erwarten können, ist klar. Wir haben unglaubliche Abhängigkeiten geschaffen durch Entwicklungshilfe, und das ist unethisch. Es ist unverantwortlich, Menschen in der Abhängigkeit oder die Abhängigkeit verstärkt zu haben oder sie gar erst hineingeführt zu haben.

Die Raison d'Être der Entwicklungshilfeapparate (auch für das Ernährungsthema) ist, sich so früh wie möglich überflüssig zu machen. Wissen Sie, wie lange es die GTZ, die jetzt umbenannt wurde, gibt – Misereor sehe ich da sitzen, Brot für die Welt und wie sie alle heißen – haben Sie einmal gehört, dass eine dieser Organisationen mit der Meldung in die Nachrichten getreten wäre: „Unser Führungsgremium hat beschlossen, in fünf Jahren den Betrieb einzustellen“? Keine Organisationen hat je beschlossen aufzuhören. Das heißt, dass die noch 300 Jahre existieren werden ist jedenfalls per se nicht ausgeschlossen, weil es sehr viele Vorteile hat, dass es diese Mechanismen gibt. Meine Damen und Herren, die Entwicklungsländer müssen auch in puncto Ernährung nicht nur von Not befreit werden, sondern auch von Hilfe befreit werden, von unserer Hilfe, dringend.

Und ein Letztes. Ich habe mich gefragt, als ich auch Ihre Ausführungen gehört habe, aber auch

bei Ihnen, Herr Herren, habe ich das rausgehört. Könnte es sein, dass unser Thema nicht richtig formuliert ist? Könnte es sein, dass es an erster Linie gar nicht um Ernährungsfragen und Landwirtschaft geht, sondern um Wirtschaft? Denn es ist ja nicht das Problem, dass keine Nahrungsmittel für die Armen da sind, sondern sie haben nicht das Geld, um sie zu kaufen. Das heißt, der Ansatz müsste sein, die wirtschaftliche Kraft der Armen zu stärken. Das Thema ist wirtschaftliche Entwicklung und wenn sie mehr Einkommen haben, können sie sich Lebensmittel kaufen.

(Beifall)

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Vielen Dank allen Vortragenden für Ihre Anstöße. Jeder Einzelne verdient eigentlich eine einstündige Diskussion. Ich fange mit dem Letzten an und würde gern Ihren Satz „Wir müssen die Ärmsten von unserer Hilfe befreien, die Hilfe, bei der wir immer meinen, dass sie das Erste ist, was ethisch begründbar wäre“, ob der von den beiden anderen geteilt wird.

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Ich teile das insofern, als wir sie von der Hilfsbedürftigkeit befreien müssen. Sie von der Hilfsbedürftigkeit befreien heißt, sie nicht länger auszusaugen. Was wir jetzt tun, ist, durch die Institutionen, die wir auf der globalen Ebene haben, wir saugen da so viel mehr Geld raus, als wir an Entwicklungshilfe reingeben, dass die Entwicklungshilfe überhaupt nur ein Rundungsirrtum ist. Ich will nur kurz drei Beispiele dazu geben: zuerst der Protektionismus. Wir schützen unsere Märkte gegen die Produkte der Entwicklungsländer und wir überfluten die Weltmärkte mit unseren Produkten, die künstlich billig sind, insbesondere auch landwirtschaftliche Produkte. 300 Milliarden Dollar pro Jahr an Subventionen. Das nimmt den Leuten in den Entwicklungsländern die Möglichkeit, Arbeitsplätze zu gewinnen. Das ist ein Punkt.

Ein zweiter Punkt ist, dass ungefähr 1 Billion Dollar, also tausend Milliarden Dollar, an illegalen oder unmoralischen Geldern aus den Entwicklungsländern herausfließen. Erstens werden die gestohlen von den Beamten und den Regierenden dieser Länder und bei uns in Banken geparkt. Banken dürfen das bei uns ohne weiteres annehmen, auch wenn sie wissen, dass das Geld gestohlen ist. Und dann gibt es auch jede Menge Steuerhinterziehungen oder Steuerverschiebungen, wo multinationale Konzerne statt Steuern in Entwicklungsländer zu bezahlen, sie dann in Cayman Islands oder in Bermuda bezahlen, wo die Steuerraten natürlich sehr viel niedriger sind, wo diese Firmen aber gar keine Geschäfte betreiben.

Drittens: Erkennen wir die die in den Entwicklungsländern an der Macht sind – ganz egal, wie sie an die Macht gekommen sind, ob demokratisch oder mit Maschinengewehren – erkennen wir die an als berechtigt, uns die Ressourcen dieser Länder zu verkaufen, bei uns im Namen der ganzen Bevölkerung Schulden aufzunehmen, und dadurch werden die Ressourcen vieler Länder abgezapft, ihre illegitimen Machthaber werden von uns mit Geld und Waffen versorgt und die Länder werden überschuldet. Wenn wir diese ganzen Sachen abstellen könnten, dann könnten wir auf die Entwicklungshilfe verzichten, die brauchen wir nämlich dann nicht mehr. Das ist viel, viel geringer als das Ganze, was wir jetzt aus diesen Ländern herausaugen.

(Beifall)

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Sie sagen, Entwicklungshilfe ist eine vernachlässigbare Größe im Vergleich zu dem, was zurückfließt. Teilen Sie diese Ansicht, Herr Emunds?

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Vor allen Dingen wundert mich, dass Herr Gerhardt jetzt den eh schon recht profilierten Bonner Aufruf noch

weiter angeschärft hat. Jetzt klingt es ja so, als müssten wir ganz aus der Entwicklungshilfe raus. Ich habe den Bonner Aufruf eher so verstanden, dass man eher weg will von staatlicher Hilfe, Budgethilfe, hin zu kleinteiligerer NGO-bezogener Hilfe auf der einen Seite und dass man eben Infrastrukturmaßnahmen, Bildung und Mikrofinanz unterstützen will. Das wäre ja sozusagen eher eine Frage der Schwerpunktsetzung, über die man diskutieren kann. Wenn es jetzt aber darum geht, dass das Bild entsteht, dass wir Agenturen Entwicklungshilfe haben, die nichts dringlicher wünschen, als dass sie sozusagen ihr Geschäft auf Dauer stellen, dann finde ich das ehrlich gesagt schon ziemlich schief als Bild.

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Haben Sie mal von einer Organisation gehört, die sagt ...

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Die zieht sich natürlich nicht aus der Entwicklungshilfe insgesamt zurück, aber sie zieht sich aus bestimmten Projekten oder auch aus Regionen zurück, wo sie den Eindruck hat, dass da etwas entstanden ist. Ich denke, man muss vorsichtig sein mit einem rein negativen Bild, erstens mit einem Bild, das sagt, die Hilfe wird weiter geleistet, nur weil man Abhängigkeiten erzeugt hat. Ich würde sagen, die Hilfe wird weiter geleistet, weil die Probleme nach wie vor bestehen. Ich denke, man muss aufpassen mit zu einfachen plakativen Gegenüberstellungen, etwa indem man sagt, wie das im Bonner Aufruf geschieht, dass die Leute heute nicht besser dastehen in Afrika als vor 50 Jahren. Das ist dramatisch, das ist so. Aber man muss eben auch sehen, dass es in den letzten Jahren durchaus Verbesserungen gegeben hat, und das hat etwas mit einer Umorientierung auch der Entwicklungspolitik zu tun. Das hat etwas damit zu tun, dass man Schulden erlassen hat und daran ganz knallharte Konditionen geknüpft hat, die eben auch

mit einem Ausstieg der Ausgaben für die Armutsbekämpfung verbunden haben. Das hat etwas damit zu tun, dass die Beschulung von Kindern Fortschritte macht, dass es über entsprechende Fonds im Grunde auch im Gesundheitsbereich, der Bekämpfung von Krankheiten Fortschritte gibt. Das sollte man nicht einfach wegdrücken, indem man sagt: Es ist nicht besser als vor 50 Jahren. Es ist immerhin schon einmal besser, als es war, bevor die HIPC-Initiative und andere Initiativen gestartet wurden, und das ist ein Hinweis darauf, dass aus meiner Sicht Entwicklungshilfe durchaus Sinn macht dort, wo sie die Probleme angeht, und – da gebe ich Ihnen recht – dort hat sie sozusagen selbst, ähnlich wie die Entwicklungsländerregierungen selbst, die ländliche Entwicklung etwas vernachlässigt, eine Tendenz gehabt dahin, das zu vernachlässigen. Eine Entwicklungshilfe kann sinnvoll sein, sie kann aber auch zu Abhängigkeitsstrukturen führen und auch zu Korruptions- und Unterschlagungszusammenhängen. Aber diese Gefahr allein reicht aus meiner Sicht nicht aus, um zu sagen, wir müssen – und das war im Grunde Ihr Plädoyer heute – raus aus der Entwicklungshilfe.

(Beifall)

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Kurze Antwort, Herr Gerhardt.

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Den Satz werden Sie von mir nicht gehört haben. Ich sage nur: Nach der Lehre Ihres Vorfaters Nell-Breuning, er sitzt nämlich auf dem Lehrstuhl von Herrn Nell-Breuning, von dem habe ich gelernt, dass sich Hilfe so schnell wie möglich zurückziehen sollte.

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Ja.

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Ich habe nicht den Eindruck, dass es Rückzugsbewegun-

gen gibt, gar nicht. Sondern ich habe den Eindruck, dass es Ewigkeitsentwicklungen gibt, und an denen wage ich zu rütteln. Und dass Sie als jemand, der Nell-Breuning nachfolgt, nun das merkwürdig finden, das finde ich ganz merkwürdig. Aber ich wollte eigentlich ...

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Das finde ich nicht merkwürdig, aber Sie müssen bitte das Subsidiaritätsprinzip dann auch richtig anwenden. Das Subsidiaritätsprinzip beinhaltet zugleich die Verpflichtung, dass, wenn bestimmte kleinere Einheiten überfordert sind, dass die größeren Einheiten sie unterstützen darin. Und ich sehe eine völlige Überforderung von bestimmten Einheiten, staatlichen Strukturen in Entwicklungsländern, wie auch von Entwicklungsbemühungen vor Ort. Und da heißt für mich Subsidiaritätsprinzip auch, dass man da unterstützend eingreifen muss. In der Form – da gebe ich Ihnen recht – so, dass es Hilfe zur Selbsthilfe ist und dass diese Hilfe sich überflüssig macht. Da sind wir völlig einer Meinung.

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Ich möchte gern noch ein anderes Stichwort aufgreifen: aussaugen.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Ja bitte, das wollte ich auch. Greifen Sie es auf?

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Ich kenne das ja, wie das so geht in öffentlichen Diskussionen. Das kann man immer ganz gut unterbringen. Handelshemmnisse: Wir hindern die armen Länder durch die Regeln des Handelns, die wir definieren, daran, dass sie wirtschaftlich hochkommen können, dass sie exportieren können. Darf ich Sie daran erinnern, Herr Prof. Pogge, dass die Länder, vor allem Ostasiens, die große Sprünge in die Weltwirtschaft hinein getan haben, das getan haben mit den Regeln, die für sie keineswegs besser waren, als die Regeln, die heute gegenüber vielen Entwick-

lungsländern gelten. Die WTO tritt der Europäischen Union auf die Füße und sagt: Ihr müsst eure Privilegien gegenüber den AKP-Ländern abbauen. Das sind über 70 Entwicklungsländer. Das da ist das Problem nicht, dass wir die behindern, sondern die WTO sagt, ihr müsst Privilegien abbauen. Darf ich Sie daran erinnern, dass alle ärmsten Länder, die LDC – die Amerikaner haben mit ihrem AGOA-Programm etwas Ähnliches – in die Europäische Union alles exportieren können, was sie wollen, ohne jegliche Zölle. Außer Waffen. Denn das Programm heißt: Alles außer Waffen, *everything but arms*. Völlig zollfrei. Ist das eine Handelsbehinderung?

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Wollen Sie darauf antworten? Ich würde gern dazu noch etwas fragen. Sie haben eine Reihe von Faktoren aufgelistet, die dazu führen, dass eigentlich wir profitieren, dass eigentlich die Geldtransfers eher von, ich sag es mal im alten Sinne, von Süden nach Norden fließen als in umgekehrter Richtung. Da sitzen ja überall Akteure, die Stellschrauben drehen, die Finanzmärkte so konstruieren oder, wie Sie ganz am Anfang gesagt haben, Armutszahlen beschönigen. Wir reden ja hier über Ethik. Wie passiert das? Sind das verantwortliche Personen, die das sehenden Auges machen? Oder sind das Strukturen, in denen die sich bewegen? Wie ist die Ethik dann, wie ist positives verantwortungsvolles Verhalten im Sinne der Hungerbekämpfung dann dort zu institutionalisieren?

Prof. Dr. Thomas Pogge [Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA]: Ich will eben noch einmal diese drei Zahlen angeben und dann gehe ich auf Ihre Frage ein. Die Entwicklungshilfe ist relativ klein. 120 Milliarden Dollar pro Jahr, davon gehen 15,5 Milliarden für Basic Social Services, also was mit Ernährung, Ausbildung usw. zu tun hat. 15,5 Milliarden. Die Subventionen in der Landwirtschaft, die die reichen Länder ihren Bauern geben – ein

Handelshemmnis, wie ich sagen würde –, betragen immerhin 300 Milliarden Dollar. Also sehr viel mehr. Das Geld, was herausfließt, durch diese sogenannten *illicit financial flows*, durch *trade mispricing* und auch durch Korruption, das dort abgesaugt wird, beträgt ungefähr 1.000 Milliarden Dollar. Dies ist ein unglaubliches Missverhältnis, diese ganze Diskussion wie Entwicklungshilfe ist ein Nebenschauplatz, ein winziger Nebenschauplatz, der wirklich nicht besonders relevant ist für das, was mit der Armut passiert.

Jetzt zu den Zahlen. Ich habe mich mit den Zahlen sehr ausführlich beschäftigt, und zwar vor allen Dingen mit dieser Verwässerung der Ziele. Zuerst hieß es: Von 1996 bis 2015 halbieren wir die Anzahl der Armen. Dann heißt es: Von 2000 bis 2015 halbieren wir den Anteil der Armen an der Weltbevölkerung, und dann, wie es jetzt in den MGGs heißt, halbieren wir zwischen 1990 und 2015 den Anteil der Armen an der Bevölkerung der Entwicklungsländer. Das ist eine starke Herabsetzung der Ziele. Und das ist meines Erachtens, soweit ich das verfolgen konnte, durchaus absichtlich passiert, und zwar von einer relativ kleinen Gruppe innerhalb der UN, die das auf Druck des State Departements gemacht hat, und zwar mit der sich selbst gegebenen Begründung, dass, wenn das Ziel zu ambitioniert ist und wir es am Ende nicht erreichen, dann ist das eigentlich schlimmer, als wenn wir uns ein wenig ambitioniertes Ziel setzen und am Ende feiern können, dass wir das Development-Ziel auf globaler Ebene erreicht haben. Das Schindluder mit den Zahlen wird bewusst betrieben, aber es wird manchmal mit gutem Gewissen betrieben von denen, die sagen, es ist letztlich besser, dass wir wenig ambitionierte Ziele erreichen, als dass wir uns etwas ambitioniertere Ziele setzen.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Sie sagten: mit gutem Gewissen. Das ist ja auch bei vielen anderen Punkten so. Man will eigentlich helfen,

aber die Folgen sind negativ. Eigentlich sind die Strukturen des Weltmarktes vielleicht ein Beispiel dafür. Auch dessen Regeln sind ja gesetzt worden mit der Absicht, dass man die Länder des Südens stärker integrieren wollte in den Weltmarkt, ihnen Chancen geben wollte, aus der Armut herauszukommen. Es hat sich dann aber herausgestellt, dass das Gegenteil dabei herausgekommen ist. Wie verhindert man solche Dilemmata? Ist man da bewusst hineingegangen, Interessen verfolgend? Oder ist der Prozess, aus Fehlern zu lernen, da nicht angemessen organisiert, auch politisch nicht angemessen strukturiert?

Prof. Dr. Thomas Pogge [Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA]: Ich glaube, Sie sind zu idealistisch mit der Intention. Die Politiker wollen zunächst einmal an der Macht bleiben. Sie wollen zunächst einmal sich bei denen, die für sie wichtig sind, nämlich dem Wahlvolk einerseits und den großen Firmen, die sie auch auf ihrer Seite haben müssen, vor allem in den Vereinigten Staaten, andererseits beliebt machen. Denn die zahlen für die Wahlkämpfe, und ohne Geld von den großen Firmen kann man in den USA keinen Wahlkampf gewinnen, nicht als Präsident, nicht als Senator, nicht als Kongressabgeordneter. Und was diese Firmen tun: Die Firmen haben relativ enge Interessen. Zum Beispiel sagen die Pharmafirmen: „Wir wollen unbedingt unsere geistigen Eigentumsrechte an unseren Medikamenten schützen. Es reicht nicht aus, dass die Europäer, die Japaner, die Amerikaner für diese Medikamente hohe Preise bezahlen, sondern die wollen wir jetzt auch in Indien und in China abkassieren von der sich jetzt bildenden Mittelklasse. Die sollen auch hohe Medikamentenpreise zahlen.“ Also müssen die stärker intellektuelle Eigentumsrechte haben, also müssen wir den Regierungen der Entwicklungsländer den Arm umdrehen, dass sie bereit sind, sehr starke intellektuelle Eigentumsrechte in ihren Ländern

zu schützen, sodass wir da wieder abschöpfen können. Das passiert zunächst einmal, ohne dass man dadurch die Armen besonders schädigen will, sondern die Pharmafirmen wollen einfach nur ihre Profite maximieren, sie sehen es als ihre Pflicht ihren Aktionären gegenüber an, jetzt bei Clinton oder wem immer vorstellig zu werden und zu sagen: „Wir wollen diese Regelung so und so eingerichtet haben auf globaler Ebene“, und Clinton geht dann den Weg des geringsten Widerstandes und sagt: „Gut, wir richten dann die Regeln halt so ein, wie ihr sie eingerichtet haben wollt“, ohne sich die größeren Konsequenzen dieser Regelsetzung anzuschauen. Die Europäer ziehen mit, die Japaner ziehen mit, weil ja die auch besonders an der Forschungsgrenze befindliche Firmen haben, die von diesen stärkeren intellektuellen Eigentumsrechten profitieren, und so dann auch in anderen Gebieten der globalen Regelsetzung.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Das wirft eine ernsthafte ethische Frage auf, nämlich die nach der Zuständigkeit: Für wen bin ich verantwortlich? Sie haben das ein bisschen ironisch gesagt: Die wollen wiedergewählt werden. Man könnte aber auch sagen: Die sind politisch verantwortlich zunächst einmal für ihr Land. Also nicht vielleicht für die Welt oder wer ist denn eigentlich zuständig für die Welternährung, wenn es die Welt als Regierung gar nicht gibt? Vielleicht auch an Sie die Frage, Herr Emunds.

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Ich denke, dass wir nicht einfach so tun könnten, als hätten wir mit den Problemen in den Entwicklungsländern nichts zu tun und würden uns jetzt aufschwingen, dort Verantwortung zu übernehmen. Herr Pogge verweist zu Recht darauf, dass wir in vielfältiger Art und Weise integriert sind und Teil des Problems sind und mit agieren in den Entwicklungsländern. Ein Teil der Misere in der ländlichen Entwicklung hat etwas mit dem Druck

der internationalen Finanzinstitution IWF Weltbank der 80er-, zum Teil noch 90er-Jahre zu tun, wo man gerade auf bestimmte Rohstoffe und auf Monokultur in der Agrarwirtschaft im Sinne von Exportwirtschaft gedrängt hat und damit einen Prozess in Gang gesetzt hat, der allerdings dann zu einer Zeit, als schon ein Umsteuern bei den internationalen Finanzinstitutionen erfolgte, angehalten hat, nämlich dass zu wenig investiert wurde in die Landwirtschaft vor Ort. Das hat wiederum mit den bereits erwähnten Subventionen zu tun, der subventionierten Agrarwirtschaft in den Industrieländern, auch gerade in der EU, wenn wir an Afrika denken, weil damit sozusagen billig Nahrungsmittelproduktion in diese Länder kommen kann, auch zum Teil in Form von Importfluten, und dann die Märkte doch zerstört. Die Verantwortung ist eine Verantwortung, die wir uns nicht nachträglich aneignen, sondern die wir haben, insofern wir darin aktiv sind. Und dann sind die internationalen Finanzinstitutionen von den Regierungen der Industrieländer bestimmt. Das heißt, wir haben natürlich in der deutschen Regierung, wie überhaupt in den europäischen Regierungen, ähnlich wie bei der US-amerikanischen Regierung, sehr starke Player, die andere Ziele verfolgen können. Das hängt von den politischen Überzeugungen der Menschen ab, auch von ihrem Druck, wen sie wählen. Dass es in Deutschland jetzt durchaus auch ein Bewusstsein für Problemlagen gibt, mag man auch an dem Scheitern des Biosprits sehen. Der hat natürlich was damit zu tun, dass die Deutschen Angst hatten um ihr liebstes Kind, das Auto, mit Blick auf die Gefahren für die Motoren, aber hat natürlich auch was damit zu tun, dass man gesagt hat, diese Strategie, nicht jetzt also Biosprit in großem Maßstab anzubauen und damit im Grunde genommen Flächen zu nutzen, die eigentlich genutzt werden müssten für Nahrungsmittelproduktion, diese Strategie lehnt man ab, und ist das eine breite Überzeugung. Worauf ich hinaus will, ist, dass tatsächlich

unsere Regierungen die starken Akteure sind im Vergleich zu anderen Regierungen. Wobei, wenn man sich Frau Merkel ansieht, wie die mit der Finanzindustrie umgeht, hat man nicht den Eindruck, dass man einen starken Akteur vor sich hat. Aber insgesamt sind es eher die starken Akteure, die über die internationalen Institutionen Veränderungen herbeiführen können und für meine Auffassung auch die einzigen sind, die als nationalstaatliche Regierung, wie über diese Institution, in der Lage sind, einen Rahmen zu schaffen für die investierenden Unternehmen, für die Großunternehmen, die eben in diesen Ländern aktiv sind oder diese Länder mehr oder minder an den Rand drücken.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Bevor wir auf die Institutionen kommen, noch eine kurze Nachfrage: Wenn zum Beispiel ein Land wie Indien, das, wie wir gerade gehört haben, extreme Hungerprobleme hat und auch Ressourcenprobleme hat, in Landkäufe investiert – wir diskutieren gerade über Landraub in afrikanischen Ländern –, um die eigene Bevölkerung zu ernähren. Wie ist das ethisch zu bewerten? Ist das nicht ein Dilemma?

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Ich werde versuchen, ethisch zu bewerten. Man muss noch einmal unterscheiden zwischen Investitionen, die versuchen, Ernährungssicherheit für die eigene Bevölkerung zu erreichen, von Investitionen, die im Grunde stärker ein spekulatives Moment drin haben und die sagen, naja, wir rechnen langfristig mit steigenden Nahrungsmittelpreisen, also lohnt es sich, in Land zu investieren, und damit auf ein bestimmtes Business setzen, das sich jetzt mehr und mehr entfalten wird. Das ist schon mal ein erster Unterschied.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Aber in beiden Fällen geht es auf Kosten einer lokalen Bevölkerung.

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Genau. Das Zweite ist, das – lassen Sie mich vielleicht noch einen positiven Aspekt sagen. Ich habe immer wieder betont, wir haben zu wenig Investitionen in die Landwirtschaft. Der Anstieg bei den Nahrungsmittelpreisen war gigantisch stark und ist wieder gigantisch stark. Aber prinzipiell, dass es einen Trend gibt etwas ansteigender Preise für die Nahrungsmittel, ist nicht schlecht, denn wir brauchen Investitionen in die Agrarwirtschaft, und die haben wir dann, wenn wir einen gewissen Preisanstieg haben, eher, als wenn wir sie nicht hätten. Man kann dieses Agrobusiness, dieses *land grabbing*, das Kaufen von großen Flächen in den Entwicklungsländern, auch erst einmal so verstehen, dass wir Investitionen haben, endlich wieder Investitionen haben in die Agrarwirtschaft. Aber das Problem ist: In welchem Regime funktioniert das? Das funktioniert eben in dem Regime, in dem Investitionsregime, in dem das bei uns immer funktioniert: dass große Konzerne ein großes Business entdecken und da hineingehen, in die Möglichkeiten, die sich ihnen bieten. Damit werden diejenigen, die bisher das Land genutzt haben – vielfach haben sie ja nicht einmal Eigentumsrechte, sondern nur gemeinsam das Land genutzt –, an den Rand gedrängt. Es entsteht eine neue Wertschöpfungskette für agrarwirtschaftliche Produkte, auch transnational, und die wird eben in diesem Investitionsregime, wie wir das immer haben, so organisiert, dass zwar durchaus auch Wertschöpfungsschritte in den Entwicklungsländern sind, dass aber der größte Teil der Wertschöpfung und damit des Einkommens konzentriert wird wieder in den Industrieländern und damit genau die Problematik, die Herr Pogge dargestellt hat, dann auch wieder in dem Bereich reproduziert wird.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Es wird gerade auf der Ebene der Weltbank und vieler

anderer internationaler Institutionen darüber diskutiert, wie man dieses Problem mit sozialen ökologischen anderen Standards versieht, also Regeln zu schaffen. Sie, Herr Pogge, haben am Anfang in Ihrem Statement gesagt, die Armen, die Menschen, die in ländlichen Regionen oder auch als Slumbewohner unter Armut und Hunger leiden, haben viel zu wenig Vertretung und Repräsentanz, um ihre Stimme und auch ihre Lebensrealität darstellen und eine Lobby für die eigenen Interessen betreiben zu können. Welche Schlussfolgerung ziehen Sie jetzt für die wachsende Bedeutung der globalen Institutionen? Mehr Entscheidungsbefugnis, weg von ihnen, weil dort die Armen nicht vertreten sind? Oder soll man versuchen, ja, wie kann man versuchen die Global Governance, wie ich das jetzt mal nenne, auch repräsentativer zu machen? Soll man stärker wieder Entscheidungsbefugnis in die Länder, womöglich gar in die Regionen zurückverlagern, weil das nicht demokratisch machbar ist, oder ist es demokratisch machbar?

Prof. Dr. Thomas Pogge [Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA]: Also erstens ist es meiner Meinung nach ist unrealistisch zu glauben, dass man die Globalisierung rückgängig machen kann in irgendeiner Weise, und zweitens brauchen wir sie auch, und zwar, weil die Externalitäten, die transnationalen Externalitäten immer größer werden. Das sieht man bei dem Klima, das sieht man bei gefährlichen Technologien usw. Wir brauchen Globalisierung, wir brauchen globale Institutionen. Aber wir brauchen eben nicht diese Globalisierung, die von einer ganz kleinen Elitegruppe geleitet wird, sondern wir brauchen eine Globalisierung, die sowohl im Prozess transparenter und demokratischer ist als auch im Resultat für die Armen weniger schädlich ist als diese Globalisierung es ist. Wie man das machen kann, dazu würde ich zwei Sachen betonen. Der wichtigste Faktor sind Sie, einfach die Bürger der reicheren

Länder, nämlich der Länder, deren Regierungen diese Globalisierung bestimmen und in internationalen Verhandlungen ausklügelten. Wir müssen unseren Regierungen klarmachen, dass wir natürlich gut leben wollen, aber nicht auf Kosten von Hungertoten in Entwicklungsländern. Zweitens ist es zwar richtig, dass die Armen stark marginalisiert sind, aber wir sollten sie nicht einfach aus der Gleichung rausfallen lassen und sagen, die können sowieso nichts zu Wege bringen. Die können schon etwas erreichen, und zwar in ihren eigenen Ländern relativ viel. In Indien, in vielen afrikanischen Ländern und auch in China gibt es Widerstandsbewegungen, die versuchen, die Regierungen ihrer Länder, die natürlich oft geneigt sind, die Interessen ihrer Bevölkerung auszuverkaufen zugunsten der lokalen Eliten und zugunsten von sich selber, diesen Regierungen ein Gegengewicht zu geben, dass die Armen sich selber mobilisieren, also zum Beispiel versuchen, ihre Verfassungsrechte in Indien einzuklagen oder auf ihren Menschenrechten zu bestehen usw. Ich glaube, die Armen können schon etwas tun, und wir sollten eben sehen, was sie tun und diese Bewegung nach Kräften unterstützen und mit den Armen des Südens zusammenarbeiten, auch um auf unsere eigene Regierung einzuwirken, um bessere Globalisierungsregeln zu schaffen.

(Beifall)

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Vielleicht die Frage an die beiden anderen. Eine bessere Globalisierungsregel könnte ja sein, bestimmte Entscheidungen rückzuverlagern. Nur ein Beispiel, Sie haben, glaube ich, gerade gesagt, die asiatischen Staaten hätten unter den gleichen Regeln Wachstum hervorgebracht. Nach meinen Informationen ist es so, dass sie Märkte sehr systematisch, vorübergehend jedenfalls abgeschottet haben. Das heißt, sie haben dann doch Spielräume zumindest ausgereizt, genutzt oder sogar nach hinten gedrängt. Globalisie-

rung, muss sie wirklich heißen, alles immer stärker zentral entscheiden? Oder kann es auch dezentraler sein?

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Das haben die Asiaten gemacht, weil sie viele entwicklungsorientierte Regierungen hatten, Stichwort leider Entwicklungsdiktaturen. Wir haben in Afrika einen schreienden Bedarf nach tüchtigen, verantwortungsvollen, gesellschaftsbezogenen Politikern und übrigens auch Unternehmern. Wir haben in Afrika im großen Stil Regierungsversagen und übrigens würde ich sehr zögern, diesen Regierungen eine größere Mitsprache in Washington zu geben, in internationalen Organisationen. Da fiel mir aber etwas Besseres ein. Die Armen fördern: immer! Vor allen Dingen durch Bildung. Aber man darf den *nervus rerum* nicht vergessen. Die wirtschaftliche Kraft der Armen zu stärken ist neben Menschenrechten und Demokratie das A und O, um voranzukommen.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Ich habe die Frage nach dem Menschenrechtsansatz, weil der sehr wichtig ist auch als Diskussionsgegenstand. Wie sehr kann und soll man den konkretisieren? In vielen Staaten ist es ja so, dass alle die Menschenrechtserklärungen unterschrieben haben, aber daraus wenig Praxis erfolgt. Beim Menschenrecht auf Nahrung sieht man jetzt gerade in einigen Ländern sehr konkrete Initiativen, zum Beispiel wird in Indien daraus abgeleitet ein Gesetz zum Recht auf eine warme Mahlzeit in der Schule, auf Arbeit usw. Wie verallgemeinerbar ist es, wie bedeutsam ist es aus Ihrer Sicht?

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Das große Problem besteht ja darin, dass wir es mit multinationalen Konzernen zu tun haben, die eine große Macht haben und denen gegenüber Regierungen entweder selber auf Kooperation und letztendlich auf Korruption, Unterschlagung setzen oder

eben zu schwach sind, zum wirklich gestaltend einzugreifen. Das heißt, wir haben mit den multinationalen Konzernen Akteure, die einen großen Einfluss haben. Meine Hoffnung wäre nicht, auf Unternehmensethik zu setzen und zu hoffen, dass die alle ganz lieb werden. Dafür ist der Renditedruck auf den Finanzmärkten viel zu groß. Aber worum es geht, ist, dass Regeln geschaffen werden für die multinationalen Konzerne. Es gibt Ansätze wie die OECD-Leitlinien für multinationale Unternehmen und es gibt mit Beschwerdestellen und anderen Dingen Versuche, daraus wirklich harte Gesetze zu machen, wirklich Regeln zu finden, deren Überschreiten sanktioniert wird. Und meine große Hoffnung ist, dass wir vorankommen dadurch, dass wir aus den Industrieländern bei unseren Multis – denn die meisten sind nach wie vor unsere Multis – den Druck erhöhen dadurch, dass wir über Beschwerdestellen, über das Durchsetzen von rechtlichen Normen, die aber auch bei uns ansetzen müssen, bei unseren Konzernzentralen ansetzen müssen, dass wir darüber Fortschritte erreichen im industriellen Bereich wie auch mit Blick auf die Agrarwirtschaft. Darüber hatten wir gesprochen, dass sozusagen mit den großen Landkäufen jetzt ein neuer Schub kommt der Agrarkonzerne in den Entwicklungsländern. Da werden im Moment Regeln für verantwortliches Investieren aufgestellt von der Weltbank und von der FAO. Das ist alles schön und gut, aber wenn die Regierungen vor Ort die durchsetzen müssen würden, dann werden sie völlig überfordert sein. Das muss tatsächlich von uns, sozusagen von den Mutterländern der Konzernzentralen durchgesetzt werden.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Herr Pogge, sehen Sie das auch so? Ich habe anderswo einmal von Ihnen gelesen, dass Sie sagen: Die sozialen Menschenrechte sollte man eher nicht als positive, sondern als negative Pflichten sehen, das heißt, man soll sie nicht

verletzen, aber es ist ein Problem, weil manche Staaten dem nicht ohne Weiteres zustimmen, daraus positive Gesetzesinitiativen abzuleiten. Habe ich das richtig wiedergegeben? Wenn ja, dann müssten Sie ja Herrn Emunds widersprechen.

Prof. Dr. Thomas Pogge [Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA]: Das würde ich nun wirklich nicht tun. Ich mache zwei Unterscheidungen: einmal zwischen den sich aus Menschenrechten ergebenden positiven Pflichten, anderen zu helfen, und den Pflichten, andere nicht zu schädigen, andere Menschenrechte nicht zu verletzen. Ich sage eben: Bevor wir uns darüber Gedanken machen, wie wir diese Menschenrechte befördern können, sollten wir uns erst einmal Gedanken darüber machen, wie wir aufhören können, sie zu verletzen. Also ein Großteil des Leidens auf der Welt heute besteht darin, dass wir Menschenrechte ganz aktiv verletzen, und zwar dadurch, dass wir mit Regierungen zusammenarbeiten, die total korrupt und undemokratisch sind in den Entwicklungsländern. Sie haben ganz Recht, dass in den meisten afrikanischen Regierungen, da würde ich auch kein Geld an die Regierungen geben. Die sind korrupt, die sind oppressiv, die sind undemokratisch. Aber wie halten die sich denn an der Macht? Sie halten sich deswegen an der Macht, weil wir ihnen Geld leihen, weil wir ihnen Geld geben für die Rohstoffe, die wir dort exportieren, und weil wir ihnen auch die Waffen verkaufen, die sie brauchen, um sich dort an der Macht zu halten. Deswegen sind sie an der Macht. Deswegen kann ein Sani Abacha, der bei über 98 Prozent der Bevölkerung total unbeliebt ist, sich dort jahrelang an der Macht halten. Der wäre heute noch an der Macht, wenn er nicht an Viagra gestorben wäre. Das stimmt übrigens, ich will einmal etwas Gutes für die Pharmaindustrie sagen.

Die zweite Unterscheidung ist die zwischen moralischen Menschenrechten und rechtlichen

Menschenrechten. Wir sollen die rechtlichen Menschenrechte, also das, was die Regierung ins Recht hineingeschrieben haben, natürlich ausnutzen, so gut wir können. Aber wir sollen uns auch immer der Sache bewusst sein, dass die Menschenrechte nicht das sind, was die Regierungen für die Menschenrechte erklären. Es gab auch vor den Nazis Menschenrechte und während der Nazizeit Menschenrechte, als sie noch nicht im internationalen Recht oder im nationalen Recht ausgedrückt waren, und die bloße Tatsache, dass die Regierungen die Menschenrechte so interpretieren, heißt noch lange nicht, dass die Menschenrechte wirklich so oder so sind. Die sind nämlich unveräußerlich und können nicht einfach von Regierungen nach Lust und Laune abgewandelt oder reinterpretiert werden.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Nachdem wir jetzt viel über Regierungen gesprochen haben, eine allerletzte Frage von mir. Früher hieß – ich darf nicht mehr. Sie dürfen.

(Beifall)

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank für diese engagierte und auch hinreichend konfliktreiche Diskussion auf dem Podium. Ich glaube, da sind die grundlegenden ethischen Fragen nach den Verantwortungsebenen und den Handlungspflichten, die verletzt werden, sehr deutlich herausgearbeitet worden. Das ist eine gute Grundlage für die letzte Runde am Vormittag, in der der Ball wieder an Sie in das Publikum geht. Wenn Sie eine Frage haben, begeben Sie sich an eines der beiden Saalmikrofone. Wir fassen immer drei zusammen. Bitte nennen Sie zunächst Ihren Namen und in dem Fall auch, an wen auf dem Podium Sie Ihre Frage richten möchten. Bitte schön.

Dario Pasquini: Ich heiße Dario Pasquini und bin Doktor in Geschichte der Freien Universität

und der Universität Turin. Während meiner Doktorarbeit hatte ich mit dem italienischen Faschismus zu tun und auch mit dem deutschen Nationalsozialismus und deren Verarbeitung nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich hatte auch aber viel mit Gefühlen zu tun. Ich wollte forschen, was die Italiener und die Deutschen über die zwei Regimes nach dem Krieg gedacht haben. Ich glaube, wenn wir dieses Thema die Ernährung der Weltbevölkerung genauer ansehen wollen, müssen wir mit Gefühlen, mit unseren eigenen Gefühlen umgehen und mit „unserem“ meine ich unsere westlichen Gesellschaften. Peter Singer wurde kürzlich erwähnt. Peter Singer hat über eine Pflicht zu spenden gesprochen. Ich glaube, wenn wir diese Pflicht wirklich verinnerlichen wollen, sollten wir versuchen, diesen physischen Abstand nicht nur physischen Abstand, sondern auch emotionalen Abstand von der Dritten Welt zu überwinden.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Verbinden Sie damit auch eine Frage?

Dario Pasquini [Universität Turin]: Ja.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Dann kommen Sie bitte zu der Frage.

Dario Pasquini [Universität Turin]: Ich wollte fragen: Könnten wir versuchen, diesen Abstand zu überwinden? Vielleicht mit der Forschung, zum Beispiel wenn wir versuchen, die Weltöffentlichkeit zu beeinflussen, also die Gefühle der Öffentlichkeit zu beeinflussen. Das ist ein problematisches Wort, zu beeinflussen. Wir könnten ...

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank für Ihre Frage. Wir haben zwei weitere, die schon auf der anderen Seite sich aufgebaut haben, zuerst Frau Kollek.

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Meine Frage richtet

sich an Herrn Pogge. Sie haben auf das Ziel des Welternährungsgipfels von 1996 hingewiesen, die Zahl der Hungernden zu halbieren. Nun richtet sich das ja im Wesentlichen an die sich entwickelnden Länder und die armen Länder, aber in den reichen und industrialisierten Ländern haben wir ja das Phänomen der zunehmenden Überernährung und Fehlernährung und das Problem des zu hohen Gewichts, das ähnliche Dimensionen hat wie das der Unterernährung. Sehen Sie einen nichttrivialen Zusammenhang zwischen diesen beiden Phänomenen? Und wenn ja, wäre es denn dann nicht fair, auch den entwickelten Ländern, den zivilisierten Ländern oder industrialisierten Ländern das Ziel zu setzen, daran mitzuwirken, dieses Problem auch innerhalb eines vergleichbaren Zeitraums zu bewältigen?

Benni Herding [Zukunftsstiftung Landwirtschaft]: Benni Herding von der Zukunftsstiftung Landwirtschaft. Eine Zahl, die ich gern nachtragen wollte zu dieser Debatte und eine Frage. Die Zahl: Die Europäische Union hat gegenwärtig eine positive Agrarhandelsbilanz in Euro gerechnet. Gleichzeitig hat sie in Hektar, die erforderlich sind zur Produktion dieser Produkte, gegenwärtig ein Defizit von 35 Millionen Hektar. Das ist mehr als das Doppelte der gesamten landwirtschaftlichen Fläche Deutschlands. Ich denke, wir müssen darüber reden, welche Rolle eine solche Agrarpolitik, die die im Moment auf dem Prüfstand steht, für den Hunger und die Ressourcengerechtigkeit in der Welt hat. Meine Frage ist die: Wie viele Regierungen dieser Welt sind Ihres Wissens objektiv nicht in der Lage, dafür zu sorgen, dass alle Bürgerinnen und Bürger ihres Landes zumindest ausreichend zu essen haben? Ein Hinweis: 40 Prozent aller Hungernden, laut FAO-Statistik, leben allein in Indien und China. Und was würde passieren, wenn wir anstatt dieses System des Hungers, was offensichtlich nicht geringer wird, mit Entwicklungshilfe teilweise noch zu schmieren,

versuchen würden, unsere Nachfragemacht auszuspielen und zu sagen, mir importieren aus keinem Land, in dem mehr als 2 Prozent der Bevölkerung hungern? Meine Frage ist, würden dann nicht sowohl transnationale Konzerne als auch korrupte Regierungen innerhalb von wenigen Jahren aus der Portokasse gewissermaßen dieses Hungerproblem deutlich stärker reduzieren, als es die Ambitionen der Weltgemeinschaft im Moment sind?

(Beifall)

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Eine Frage war direkt an Herrn Pogge adressiert. Die anderen müssten sie aufteilen.

Prof. Dr. Thomas Pogge [Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA]: Die Fehlernährung ist sicherlich ein ganz wichtiger Punkt, aber nicht nur in reichen Ländern, sondern auch in armen Ländern, wo jetzt auch immer mehr Fehlernährung passiert. Ich sehe das zum Beispiel in Mexiko und China, wo erheblich Diabetes und Übergewicht zunehmen, besonders unter Kindern, weil dort eine rapide Veränderung des Ernährungsstils stattfindet, wo Leute eben früher in der Landwirtschaft sehr hart physisch gearbeitet haben und gewisse Ernährungspattern sich gebildet haben und eben jetzt die Ernährung jetzt radikal umgestellt werden müsste, um dem geringeren Kalorienverbrauch Rechnung zu tragen. Das ist auf jeden Fall ein ganz wichtiger Punkt, die Fehlernährung mit zu integrieren. Hier ist vielleicht noch zu erwähnen, dass einige Maßnahmen, die Entwicklungsländer treffen wollen, um die Ernährung zu verbessern, zum Beispiel Importrestriktionen auf Softdrinks, die zu viel Zucker enthalten, dass solche Sachen unter WTO-Regeln überhaupt nicht möglich sind. Wenn jemand hoch zuckerhaltige Softdrink nach Mexiko oder China exportieren möchte, kann ihn die Regierung nicht mehr daran hindern.

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Ich würde gern etwas zu der letzten Frage sagen: Es ist natürlich irgendwie abenteuerlich, dass Länder wie Indien und China, die über eine enorme Wirtschaftsmacht verfügen, so große Bevölkerungsanteile haben, die nicht genug zu essen haben. Jetzt ist die Frage: Sollen wir da hingehen und Entwicklungshilfe leisten, Ernährungshilfe leisten? Ich wäre dafür, neue Wege zu finden, denn die Regierungen machen es nicht, diese Länder an den Pranger zu stellen, in der Weltöffentlichkeit an den Pranger zu stellen und zu sagen: Ihr habt so und so viele Menschen, die nicht die nötige Nahrung haben. Die Regierungen werden es nicht machen aus außenpolitischen Erwägungen usw., aber dass man eine Form findet, um auf diese Dinge so hinzuweisen, dass es denen ungemütlich wird. Denn dass wir da hingehen und Hilfe leisten, das kommt mir komisch vor.

(Beifall)

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Wenn ich Sie richtig verstanden habe, ging es Ihnen darum, die Importe zu problematisieren. Natürlich gibt es Probleme von Importen. Wenn wir aus Ländern Agrarprodukte wie Orchideen und Ähnliches importieren, gibt es Probleme im Bereich der Flächenkonkurrenz. Ansonsten würde ich sagen, das eigentliche Problem ist eigentlich unser Export, also ist die Tatsache, dass wir eine industrialisierte Landwirtschaft haben weithin in Deutschland innerhalb der EU und dass die eben so viel produziert, auch letztendlich subventioniert produziert, dass sie das im eigenen Land nicht mehr loswird und deswegen mehr und mehr auf Export setzt und damit genau die lokalen Märkte vor Ort kaputt macht. Das scheint mir das noch größere Problem zu sein.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Die erste Frage steht noch im Raum.

Möchte jemand etwas zu ihrer Beantwortung sagen?

Prof. Dr. Thomas Pogge [Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA]: Es ist für mich ein wichtiger Punkt, und zwar, dass wir natürlich die meisten von uns kaum jemals wirklich Leute kennen, die zu den Armen gehören. Wir sind untereinander und keiner von uns nimmt das Hungerproblem besonders ernst. Wir werden also ständig *reinforced* dadurch, dass andere das Problem auch nicht ernst nehmen. Wir sagen: Wie sollen wir es ernst nehmen, wenn alle, die wir kennen, es auch nicht ernst nehmen? Wenn wir also im täglichen Umgang mit wirklich armen Leuten, die Hunger leiden, konfrontiert würden, würden wir das Problem, glaube ich, sehr viel ernster nehmen. Das kann man zum Teil erreichen auch durch Kunst, also zum Beispiel durch Filme oder durch Romane. Das ist erstaunlich für mich, in Europa des 18. oder 19. Jahrhunderts gab es solche Romane, die das Schicksal der Armen den Leuten nahegebracht haben. Also *Tale of two cities* zum Beispiel usw. Heutzutage gibt es in unserer Literatur sehr wenige Arbeiten darüber, was es heißt, in Entwicklungsländern heute arm zu sein. Das gibt es zwar in Afrika und auch in Asien, solche Kunstwerke, aber die werden nicht in unseren reichen Ländern gelesen oder rezitiert.

(Beifall)

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Eine kleine Ergänzung: Für die, die über 50 sind, ist Hunger immer noch eine unmittelbar vermittelte Erfahrung gewesen, nämlich über die Eltern. Bei uns wurde aufgeessen. Man hat Essen nicht weggeschmissen. „Du isst den armen Kindern das Essen weg“ war zwar damals Unsinn, ist aber heute wahrscheinlich sehr viel realistischer, Benni Herding hat ja darauf hingewiesen, dass wir 35 Millionen Hektar mit verbrauchen. Was ich interessant finde, ist, dass das Thema Hunger doch mit dem Biosprit sehr stark

Emotionen offensichtlich archaisch immer wieder weckt, dass die Angst davor doch archaisch und präsent ist.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Wir kommen zu einer weiteren Frageunde. Wir fangen auf dieser Seite an. Es sind zwei und auf der anderen Seite dann die Dame. Bitte schön.

Herr Bär: Bär noch einmal. Mir geht es einfach nur um das Wissen der wohlständigen, leicht berührbaren, sehr empfindsamen Menschen, dass man diesen Menschen nämlich Argumente an die Hand gibt, wie sie ihr Gewissen schön bereinigt und kein schlechtes Gewissen aufkommen lassen zu brauchen, wie man das sichergestellt bekommt. Denn wir wissen, dass das, was wir besprechen, und auch das, was hier heute in vielfältiger Weise auf Einzelne aufprallt, viele kognitiv gar nicht verarbeiten können und selbst heute vielleicht geschädigter nach Hause kommen, als dass sie gestärkt hervorkommen. Die Kraft des Geistes wird unterschätzt, auch bei solchen simplen Runden. Das sollte man berücksichtigen. Deswegen meine Frage: Gibt es eine richtig nachweislich verbindliche Notstandskarte, um die gesamten Staaten auf dieser Erde, damit man nämlich zwischen zwei Kategorien unterscheiden kann: a) Wenn in diesem Staat X Not vorhanden ist, brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Da ist eine starke Regierung, die muss es alleine packen können. Punkt. Und damit bin ich befreit. Oder umgekehrt: Es handelt sich um eine Notsituation in einem Staat, wo man feststellt, dass die Regierung das nicht packen kann, dies auch schnell zu identifizieren. Also: Braucht es das Wissen um die Kriterien, wann einer Regierung zuzutrauen ist, die Not für ein Land lösen zu können? Ich weiß gar nicht, ob es diese Kriterien gibt. So wie heute am Podium argumentiert wird, schillert zwar etwas durch, aber in dieser Tiefe, wo ich denke, merke ich, ist noch gar keiner

gelandet, sodass ich meine Zweifel habe, dass es die Kriterien gründlicher Art gibt. Der zweite Punkt ist: Not hat ein Problem, bei Not ist immer Zeit in Verzug. Und da ist mein Problem zum allerersten Referat, inwieweit sind wir denn heute überhaupt erdplanetar in der Lage, die Nöte real aufzuzeichnen, statistisch zu erfassen und darzubringen? Ich sage nur aus Berlin Statistiken, die erhoben werden, brauchen zwei Jahre Aufarbeitungszeit. Wie soll das erdplanetar sein und bei den Unstimmigkeiten sprachlich und kommunikativ? Kann es sein, dass Not, die entsteht, wir erst nach fünf bis zehn Jahren erfahren? Wir also niemals in der Lage sein werden, Not aktuell lindern zu können? Wir werden immer den Gegner Zeit haben, den wir nicht zu überwinden vermögen. Sprich, müssen wir erst einmal um die Verwaltung des Planeten uns ernsthaft Gedanken machen, um aktuelle Zahlen generieren zu können? Danke.

Jolanta Jürgens: Ich bin Jolanta Jürgens, John F. Kennedy Schule, Schülerin der 12. Klasse. Meine Frage knüpft an die letzte Frage an. Hier sind viele Schüler vertreten im Alter von 16 bis 18, 19 Jahren. Wir hören uns das an und das ist alles auf einer nicht sehr lokalen Basis. Wir fragen uns, wir reden ja viel in der Schule über Armut, über ethische Herausforderungen, was wir als Schüler genau, wie wir denn da mitwirken können, wie wir dieses Problem, das uns auf jeden Fall vielleicht sogar am meisten betreffen wird in der Zukunft, wie wir das am besten angehen. Sie haben viele Vorschläge gegeben, aber die sind auf einer Dimension, die wir uns so schlecht vorstellen können, dass wir auf lokaler Basis uns fragen, was wir denn machen können und wie wir da mitwirken können.

(Beifall)

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Jetzt darf ich Sie bitten um Ihre Frage

Carola Temmehr: Carola Temmehr, 46 Jahre alt, Diplom-Kauffrau und in einem Großunternehmen global tätig gewesen. Mir hat ein Begriff gefehlt in ihren Ausführungen, und zwar der Begriff Wasser. Weil ich denke mal, ohne Wasser ist keine Landwirtschaft und keine Ernährung möglich. Sie haben die Umfelder ausgefüllt, Sie haben das Thema ausführlich erläutert, aber das Thema Wasser bedingt, dass einfach Ernährung auch für die ärmsten Staaten unserer Welt notwendig ist. Dann das Thema Druck auf Konzerne. Wie gesagt, ich war selbst in einem Großkonzern international, global tätig. Die sind alle, wie soll ich sagen – profitorientiert. Wie soll ein Kleiner oder Sie Druck ausüben? Das ist für mich immer eine große Frage. Auch zum Thema Menschenrechte und Konzerne. Unser Konzern hat sich auch verschrieben, Menschenrechte einzuhalten, keine Kinderarbeit, keine Dumpinglöhne usw. umzusetzen, aber wie soll man als kleiner Angestellter oder Mitbürger Druck ausüben?

Dann das Thema politische Regime. In afrikanischen Staaten, Sie wissen selbst und sind Professoren und wissen, dass es Staaten und Regime gibt, die haben Diktatoren, die haben Menschen da oben an der Regierung, die lassen sich nichts vorschreiben, mit der können Sie sonst was machen, Bürgerinitiativen gründen und sonst was, das sind einfach fiese Schweine, Entschuldigung, sind so und beuten die Menschen aus. Ich würde meinen Beitrag dazu leisten, wenn ich wüsste, es würde helfen.

Zum Dritten: Spenden. Gerade zu Weihnachten schickt man was zu Misereor oder dies und jenes. Für mich persönlich habe ich die Befürchtung, wo kommt es an? Kommt es wirklich bei den Menschen an, die es brauchen, oder nicht? Deswegen bin ich ein bisschen sehr vorsichtig zu spenden, und ich möchte den Menschen etwas zukommen lassen, die es wirklich brauchen, aber ich habe das Gefühl, das kommt nicht so richtig an.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Sie haben Ihre Frage deutlich gemacht, das ist, glaube ich, angekommen. Vielen Dank.

Prof. Dr. Thomas Pogge [Yale-Universität, New Haven (Connecticut), USA]: Ich habe zu vier Fragen etwas zu sagen und will mich ganz kurzfassen. Erstens: Die Unterscheidung zwischen Regierungen, die es schaffen können, und solchen, die es nicht schaffen können, das ist eine Unterscheidung, die man treffen kann, die aber nichts bringt. Denn Sani Abachas Regierung war eine starke Regierung, die hätte es schaffen können, aber die hat natürlich nichts getan, weil sie das allergeringste Interesse an den Armen hatte. Da ist eben das Problem, das war ein Diktator in Nigeria, dass der an der Macht bleibt, künstlich durch unsere Gelder, durch unsere Waffenverkäufe gar nicht will. Insofern können wir also nicht sagen, wir haben keine Verantwortung in Nigeria, denn die haben ja schließlich die Regierung, die stark ist und was machen kann.

Zweitens: Was können die Schüler machen? Ich würde Ihnen vorschlagen, machen Sie eine Patenschaft. Suchen Sie sich eine Schule in einem wirklich armen Land und machen Sie vielleicht Besuche, laden Sie jemanden ein, gehen Sie mal hin, schreiben Sie mit den Leuten, kommunizieren Sie über Skype, vielleicht eine Schule in einem englischsprachigen afrikanischen Land, und erfahren Sie einmal hautnah, wie es dort aussieht, was es heißt, dort zu leben, was für Probleme dort haben. Da haben Sie etwas Konkretes, wo Sie möglicherweise helfend eingreifen können, wo Sie was lernen können, wo Sie auch anderen Menschen, anderen Schulen und der weiteren deutschen Bevölkerung das vermitteln können usw.

(Beifall)

Dritter Punkt: Was kann ich als Einzelner tun? Das ist immer so ein Punkt, den ich überall

immer bekomme: Ich bin doch nur ein kleines Würstchen, ich bin doch nur eine kleine Potato und kann nichts tun. Stellen Sie mal vor, die Deutschen versammeln sich irgendwo oder alle die, die diesen Satz gesagt haben, versammeln sich irgendwo und sagen das im Chor: Ich bin doch nur ein kleines Würstchen! Ich kann doch gar nichts tun! Wenn das ein paar Millionen im Chor sagen, dann ist ganz klar, dass sie lügen. Natürlich können sie was tun. Ganz allein können Sie nichts tun, Sie müssen sich mit anderen Leuten zusammentun, und dann kriegen Sie auch was getan. Wir haben vor ein paar Jahren beim Vietnamkrieg abgeschaltet, und zwar durch Demonstrationen, wir haben da sehr hart dran gearbeitet, jahrelang hab ich da reinvestiert. Demonstrationen gemacht usw., und wir haben den Vietnamkrieg beendet. Das war nicht irgendwie dadurch, dass die Regierung das entschieden hat, die wollten gerne weitermachen. Sondern wir haben da eine große Jugendbewegung gegründet, die in Europa, in Amerika, in Neuseeland hab ich mitgearbeitet, in Australien, wir haben diesen Krieg zu Ende gebracht. Und wir können auch den Hunger zum Ende bringen, wenn wir ihn wichtig genug nehmen.

Und zum Spenden noch: Es gibt wunderbare Organisationen auf der Metaebene, die viele Organisationen ganz genau untersucht haben. Zwei, die ich Ihnen nennen kann, ist: „Giving what we can“ und „Give well“. Die können sie auf dem Google nachforschen. Give well ist besonders nett, das sind Leute, die von der Wall Street abtrünnig geworden sind und jetzt mit den allergenauesten Accounting Standards diese Organisationen durchkämmen und gucken, welche Organisation erreicht wirklich wie viel. Welche hat ein gutes Accounting, welche guckt auch nach hinterher, was dabei herausgekommen ist usw. Also wenn Sie glauben, Sie verschwenden Ihr Geld bei vielen Organisationen, das kann sein. Aber das muss nicht so sein, es

gibt also gute Organisationen, die diese Forschung für Sie machen. Ich sage es noch einmal: Give well, www.givewell.org und die andere ist Giving what we can.

Prof. Dr. rer. pol. Bernhard Emunds [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M.]: Die Frage sozusagen, was können wir tun. Ich glaube, das Erste, bevor man aktiv wird, ist, die Not wahrzunehmen und die Probleme wahrzunehmen, und das hat natürlich zum Teil unappetitliche Züge. Ich denke, dass für einen Europäer dazugehört, dass er wahrnimmt, was in Lampedusa geschieht, wie europäischer Wohlstand da mit Militärmitteln verteidigt wird gegenüber denen, die als Armutsflüchtlinge, als Wirtschaftsflüchtlinge zu uns kommen wollen. Ich denke, diese Dinge muss man wahrnehmen und davon muss man sich anrühren lassen, bevor man anfängt, etwas zu tun. Zweitens nicht nur die Probleme wahrnehmen, sondern auch schauen, welche Ursachen sind da im Hintergrund, wie sind die Strukturen, die nun mal leider etwas komplizierter sind, als dass wir einfach sagen können, das ist die Lösung. Die Strukturen von Weltwirtschaft, die Strukturen auch, die Fehler von Entwicklungspolitik verstehen. Drittens gibt es eine Grundoption aus meiner Sicht, die wichtig ist, wenn wir diese Erde nicht einfach nur den großen Konzernen überlassen wollen. Politisch muss man sich in Konfrontation zu wirtschaftsliberalen Positionen hinstellen, nämlich zu den Positionen, die sagen, wir lassen das mehr oder minder laufen, das wird schon zu einem guten Ergebnis führen, wir setzen auf *trickle down*, wir lassen der Globalisierung ihren Lauf und dann werden schon die Menschen einen großen Vorteil davon haben. Nein, was wir brauchen, ist wirklich klare Regelsetzung für die großen Konzerne, und das muss eben bei uns beginnen.

(Beifall)

Last not least außer der Stimme, die man abgibt, sich zusammentun, NGOs unterstützen

entweder durch die eigene Mitarbeit oder auch durch Geldspende ist sicher eine wichtige Geschichte, zumal es genügend Entwicklungshilfeinstitutionen gibt, die wirklich eine gute, ernsthafte Arbeit machen und die entsprechend auch ein Monitoring in der Hinsicht haben.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Vielleicht eine Ergänzung noch: Man ist ja auch Konsument. Und ich glaube, das darf man auch nicht unterschätzen. Man kann auch mit seinen Entscheidungen, was kaufe ich, was kaufe ich nicht, beeinflussen, was wird produziert und wie wird es produziert. Ohne PR machen zu wollen, es gibt zwei Organisationen, die sich damit auch unmittelbar beschäftigen, für strategischen Konsum, nennt sich so eine Plattform utopia.de oder ein neues Diskussionsforum: [meine Landwirtschaft.de](http://meineLandwirtschaft.de). Das hat es, glaube ich, auch noch nie gegeben, das ist ein Zusammenschluss von Verbraucherverbänden, Ökoorganisationen, Entwicklungsorganisationen, ein Spektrum, wie es das, glaube ich, selten gibt, die über diese Frage der Landwirtschaft diskutieren, und da kann man sich auch lokal und als Schüler einklinken.

(Beifall)

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Ich warne vor anscheinend zutreffenden einfachen plakativen Argumenten wie etwa der Art: Die bösen Buben, das sind die Konzerne, das ist die Wirtschaft, die Unternehmer sind das, die profitgierigen, wie überall hingehen und saugen, was weiß ich. Was ist das Gefährliche an solchen Argumenten? Dass sie ablenken von möglicherweise anderen Ursachen, die nicht unwichtig sind. Aber diese einfachen, plakativen Argumente, die decken alles ab und man übersieht andere wichtige Dinge.

(Beifall)

Das hat mir gut gefallen, die Frage nach den Schülern, weil ich mich dadurch auch bewegt fühlte. Was kann man überhaupt jungen Leuten

sagen? Und von denen gibt es so viele. Ich kriege auch als Bonner-Aufruf-Adresse Anfragen: Ich habe Examen gemacht, ich möchte gerne ein paar Jahre meines Lebens in den Dienst dieser Sache stellen, was kann ich machen? Das ist toll, dass es diese ganzen Fragen gibt. Die Antworten sind viel schwieriger. Bei den Kindern kann man eine gute Antwort geben. Bei einer Hungersnot, die irgendwo in der Welt ist, kann man erstens Empathie wecken, Mitgefühl wecken. Zweitens kann man natürlich Hilfe organisieren. Ich kenne genug Schulen, wo das so ist: Die Kinder backen Kuchen und verkaufen die oder was. Das heißt, Aktivität auslösen, helfende Aktivität dadurch und drittens an diesem Beispiel Wertschätzung in die Kinder hineinerziehen für Lebensmittel. Haben Sie das gesagt oder was? Dass man damit anders umgeht, dass man das nicht einfach wegschmeißt oder, Herr Herren, Sie haben gesagt, welche unglaubliche Masse an kostbaren Lebensmitteln vernichtet werden.

Ein Wort zu der guten Idee von Herrn Pogge. Es gibt kein Weiß und kein Schwarz auf der Welt. Es ist alles immer eine Mischung aus Grautönen, mehr oder weniger hell oder dunkel. Und auch diese Geschichte mit der Schulpatenschaft ist natürlich nicht ganz unproblematisch. Ich bitte wenigstens immer das mit zu bedenken. Was entsteht denn da? Stellen Sie sich vor, Sie machen es über Skype. Eine Schule im Busch von Sambia hat heute Anschluss möglicherweise, mit einer Schule in Berlin. Die informieren sich gegenseitig. Das heißt, die Reichen sehen die Armut der einen Seite und die Armen sehen den Reichtum der anderen Seite. Und nun? Da entstehen doch ganz schnell Empfindungsabhängigkeiten: Das sind die, die es geschafft haben, wir sind halt die Versager. Diese Gegensätze so nebeneinanderzustellen hat auch etwas Ungutes und ein bisschen Gefährliches. Ich bitte so etwas mitzubedenken, wenn das gute Herz eigentlich gut spricht. Aber es ist alles

wahnsinnig schwierig. Ich bin langsam an dem Punkt, an dem ich mich frage: Kann es überhaupt sinnvolle Entwicklungshilfe geben? Ich werde immer unsicherer.

Christiane Grefe [Die Zeit, Berlin]: Aber Freundschaften könnte es geben.

Kurt Gerhardt [Journalist, WDR]: Natürlich.

Prof. Dr. theol. Eberhard Schockenhoff [Stellv. Vorsitzender des Deutschen Ethikrates]: Es ist die Frage, wenn man in einen solchen Dialog eintritt, ob man dann in der Lage ist, auch denen, die deutlich vom Einkommensniveau, vom Bildungsstand her sich von einem unterscheiden, das Gefühl geben kann, sie als Subjekte zu achten. Das war ja Ihre große Forderung. Und ich denke, das ist in einem solchen Dialog schon möglich, wo man tatsächlich in ein persönliches Verhältnis auch zueinander tritt.

Jetzt gibt es noch eine Reihe von Fragestellerinnen die sich angestellt haben, die ich leider ein bisschen vertrösten muss auf den Nachmittag. Wir haben am Nachmittag noch einmal anderthalb Stunden Fragemöglichkeiten eingeplant. Vielleicht ergibt sich dann auch eine gute Anschlussmöglichkeit für Ihre Frage. Bitte sehen Sie mir das nach. Es kommt nun auch ein wichtiger Teil, nämlich die Mittagspause, dass wir uns wieder rekreieren für den Nachmittag. Am Nachmittag haben wir auch einige englischsprachige Referate. Wenn Sie es bevorzugen, diese in einer deutschen Übersetzung zu hören, dann können Sie am Eingang einen Kopfhörer bekommen. Den können Sie während der Mittagspause dort holen. Diejenigen, die die Übersetzung möchten, mögen bitte einen Kopfhörer holen. Nun sind Sie bei uns zu Gast. Wir haben die Möglichkeit, Sie heute einzuladen. Dafür sind wir sehr dankbar. Es gibt zwei Varianten. Hier auf der rechten Seite, von Ihnen aus gesehen linken Seite gibt es ein internationales Weltbuffet, Finger Food aus der ganzen

Welt. Das passt gut zum Thema. Sie haben auch auf Ihrem Sitz eine kleine Ankündigung gefunden und auf der Gendarmenmarkt-Seite gibt es ein Berliner Buffet dieses Hauses. Wir wünschen Ihnen einen guten Appetit und bitten Sie, sich pünktlich um 13.30 Uhr hier wieder einzufinden.

(Beifall)

II. Ermutigungen

Praktische Ansätze für die Bewältigung des Hunger- und Armutsproblems

Begrüßung

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]

Ich hoffe, Sie hatten ein gutes Mittagessen und freuen sich jetzt auf den nächsten Teil. Mein Name ist Regine Kollek. Ich bin Mitglied des Deutschen Ethikrates und werde Sie durch die nächsten ungefähr zwei Stunden führen. Am Vormittag haben wir versucht, uns dem Thema der Tagung aus einer ethischen Perspektive anzunähern, also Ernährungssicherheit als ethische Herausforderung herauszuarbeiten. Im nächsten Teil geht es darum, wie wir diese Überlegungen in die Praxis umsetzen können. Es kamen oft Fragen, die in die Richtung gehen: Was können wir tun, wie können wir handeln und woher können wir Kriterien für richtiges Handeln gewinnen? In den folgenden zwei Stunden wollen wir uns dieser Frage nicht allein theoretisch nähern, sondern vor allem auf praktische Beispiele schauen, die sich überall in der Welt in großer Zahl entwickelt haben, um nicht in der Kritik zu verharren, sondern Anhaltspunkte für das eigene Handeln zu gewinnen.

Die Vorstellung dessen, was wir hier diskutieren wollen, kann natürlich nur exemplarisch erfol-

gen. Wir wollen das in drei Themenkomplexen tun. Beim ersten steht die Armut im Fokus: Wie kann und muss sich die Armutsbekämpfung an den Bedürfnissen, Rechten und Potenzialen der Armen orientieren, damit sie nicht zum Almosen, sondern zum Weg aus der Armut wird? Im zweiten Komplex nehmen wir die Rolle von Frauen in Landwirtschaft und Ernährung in den Blick und den zentralen Beitrag, den sie unter teilweise extrem schwierigen Bedingungen zur Ernährung von Familien leisten und nachhaltige Strukturen für die Ernährungssicherung in ihrer sozialen Gruppe mit aufbauen. Im Zentrum des dritten Komplexes steht die Nachhaltigkeit in ihren drei Dimensionen: ökologisch, ökonomisch und sozial. Wir werden am Beispiel der Partizipation und an dem des Umgangs mit Wasser diskutieren, wie die Bedingungen für die Entwicklung von Nachhaltigkeit und für eine nachhaltige Ernährungssicherung sein können.

Die Struktur dieses Komplexes ist so, dass wir zu jedem Komplex erst einen konzeptionellen Vortrag hören und danach ein Beispiel aus der sozialen und ökologischen Praxis. Ich begrüße zu dem ersten Komplex Armutsorientierung zunächst Frau Cornelia Füllkrug-Weitzel aus Stuttgart. Sie ist Theologin und Vizepräsidentin des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland und Direktorin von Brot für die Welt und der Diakonie Katastrophenhilfe.

(Beifall)

Armutsorientierung – Orientierung an Bedürfnissen, Rechten und Potenzialen der Armen

Cornelia Füllkrug-Weitzel · Brot für die Welt, Stuttgart

Vielen Dank, sehr geehrte Damen und Herren, für die freundliche Begrüßung. Ich möchte noch kurz drei Worte zu Brot für die Welt sagen, sonst hat man vielleicht heute Morgen einen falschen

Eindruck darüber gewonnen, was solche Organisationen sind oder nicht sind. Brot für die Welt, das ich leite, ist 1959 von den evangelischen Landes- und Freikirchen in Deutschland gegründet worden als Zeichen und Akt und Symbol der Dankbarkeit für die empfangene Hilfe. Weil wir selbst Hungernde waren, geben wir zurück und erinnern damit in einem rasch aufsteigenden Wohlstandsstaat und Wohlstandsgesellschaft daran, dass Nahrung und Nahrungsgrundlage nicht von uns selbst kommen, gesund ernährt und überhaupt ernährt zu sein nicht unser eigenes Verdienst ist, sondern dass uns die Ressourcen von Gott geschenkt sind. Das gibt eine spezifische ethische Basis für die Arbeit.

Brot für die Welt existiert immer noch nach so vielen Jahren – skandalös, wie ich heute Morgen gelernt habe, weil die evangelischen Kirchen in Deutschland nicht der Auffassung sind, dass die Ursachen des Hungers bereits wirkungsvoll bekämpft sind. Darum existiert es noch. Nicht, weil es einen Apparat aufrecht erhalten will. Es ist der Meinung, dass die Ursachen des Hungers nicht wirkungsvoll bekämpft sind, weil die evangelischen Kirchen in Deutschland und mit ihnen ihr Hilfswerk Brot für die Welt weltweit verbunden sind mit Kirchen und kirchlichen Hilfswerken um die ganze Welt, die sehr genau jeden Tag auf dem allerverlässigsten Dorf mitbekommen, was Hunger heißt, wie die Hungerlage ist und warum Menschen hungern. Und weil wir ein permanentes Monitoring der Situation haben – und genau dasselbe übrigens für Misereor, da braucht es nachher nicht wiederholt zu werden –, wissen die Kirchen sehr genau, dass es notwendig ist, weltweit in Solidarität gemeinsam und im Dialog mit den Hungernden und den Geschwistern in anderen Teilen der Welt daran zu arbeiten, dass die Ursachen des Hungers bekämpft werden.

Das ein wenig zur Grundsatzklärung. Wir leisten keine eigenen Hilfsprojekte. Wir planen

sie nicht, wir führen sie nicht durch, sondern wir arbeiten mit weltweit über 1.000 Partnerorganisationen – viele von ihnen kirchliche Organisationen, aber auch andere Kräfte der Zivilgesellschaft – und haben es uns zur Aufgabe gesetzt, vor allen Dingen deren Handlungskraft zu erhöhen. So viel zum Thema, das, was die Hilfswerke machen, schafft Abhängigkeit.

Ich habe meine Rede unter die These gestellt, dass bei der Bekämpfung des Hungers Armutsorientierung ein Schlüssel ist, und ich will gleich sagen, wie wir als die beiden kirchlichen Hilfswerke Armutsorientierung interpretieren: nämlich als Orientierung an den Bedürfnissen, Rechten und Potenzialen der Armen. Für diese These, dass dies ein Schlüssel ist, möchte ich nur drei – es gibt sicherlich mehr – unterschiedlich gelagerte Begründungen kurz anreißen. Die erste ist eine sozialwissenschaftliche Begründung, die zweite eine menschenrechtliche und die dritte eine theologisch-ethische.

Zunächst zum sozialwissenschaftlichen Aspekt. Olivier de Schutter, der UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung, der gerade bei uns in Stuttgart war, hat seinen Vortrag auf den Punkt gemacht mit der Aussage: „There is no food crisis.“ Es gibt überhaupt keine Nahrungsmittelkrise, sondern es gibt eine Armuts- und eine Umweltkrise und in deren Folge ganz offensichtlich massiven Hunger. Aber tatsächlich ist es so – und wir haben heute Morgen genug davon gehört, ich brauche jetzt keine Zahlen anzuführen –, dass weltweit genug Nahrungsmittel produziert werden, und Brot für die Welt hat seine Kampagnen in den letzten zwei Jahren unter den Slogan gestellt „Es ist genug für alle da“, um auf den Skandal aufmerksam zu machen, dass, obwohl weltweit genug produziert wird, wir immer noch von steigenden Hungerzahlen zu sprechen haben. Wir haben heute Morgen die Zahlen gehört, dass ein Drittel aller Lebensmittel, die weltweit produziert werden, verrotten und weggeworfen werden.

Das heißt: Maßnahmen zur Produktivitätssteigerung um jeden Preis oder als isolierte oder gar zentrale Maßnahme lösen offensichtlich das Problem nicht. Es ist nicht ein Problem der Produktivitätssteigerung im ersten Sinne, sie kann nur sehr bedingt zur Lösung des Hungerproblems beitragen. Entscheidend ist die Frage: Wessen Ertrag soll gesteigert werden? Wessen Hunger soll bekämpft werden oder genauer gesagt: Wessen Tisch soll gedeckt werden? Oder müssen wir sagen: Wessen Futtertrog soll gefüllt werden? Oder müssen wir sagen: Wessen Mülleimer soll gefüllt werden? Wem nützen zusätzliche Erträge? Das ist die entscheidende Frage. Wie können wir sicherstellen, dass die Ertragssteigerungen, die, wenn sie erzielt werden, den Hungernden selber zugutekommen? Dass sie einen Beitrag zur Überwindung des Hungers leisten bei den Hungernden?

Das wiederum bedeutet: Wir brauchen einen neuen Fokus. Wir müssen darauf achten: Wie können wir die Armut bekämpfen in einer Weise, dass die Armen dadurch nicht noch ärmer werden? Wie können wir den Hunger bekämpfen in einer Weise, dass die Hungernden nicht noch hungriger werden? Mit dieser Idee, es ginge nur um Produktivitätssteigerung und die Grundidee der Grünen Revolution, ist nicht gesagt, dass alles daran schlecht war, aber die Grundidee war: Es gibt den einen strategischen Hebel, wir steigern die Produktivität nach einem Plan mit gezielt entwickeltem Saatgut usw., und dann können wir den Hunger bekämpfen.

Fakt ist, dass es eben sehr wohl – und ich habe davon viele gesehen – sogenannte Hungerbekämpfungsmaßnahmen gibt, die den Hunger bei den Hungernden noch anheizen. Wenn man mit einem Saatgut arbeitet, das nicht im nächsten Jahr wieder auszupflanzen ist, auszusäen ist, um neue Produktion zu fördern, das abhängig ist von Pestiziden und Fertilisern, um selber hinterher den berühmten Ertrag zu bekommen, dann heißt das: Den Armen in der

Landwirtschaft, die bis dahin Nahrungsmittel produziert haben, ohne allzu viel investieren zu müssen, wird jetzt die Bürde permanenter Investitionen auferlegt. Das Ergebnis war, dass eine Großzahl von kleinbäuerlichen Landwirtschaftsbetrieben weltweit gezwungen war, aufzugeben, weil sie überschuldet waren dadurch, dass sie die neuen Produktionsmittel kaufen mussten, und enteignet worden sind oder entfremdet worden sind von ihren eigenen Methoden des Landwirtschaftens und ihrem eigenen Saatgut.

(Beifall)

Insofern ist es wichtig, erst einmal zu fragen: Wer sind denn eigentlich die konkret Hungernden? Um wen geht es denn da? Ich brauche nicht zu erwähnen, dass ein Großteil der Hungernden Frauen sind, dass Hunger ein weibliches Gesicht hat. Das ist ein wichtiges Thema für Brot und die Welt und unseren Partner, der hier durch Vandana Shiva präsentiert wird, und das Thema wird heute noch kommen. Ich möchte wohl erwähnen, dass 22 Prozent der Hungernden Landlose sind, Menschen, die zum großen Teil – nicht alle, aber zum großen Teil – einmal Land, Jagd- oder Fischgründe besessen haben, die sie heute nicht mehr besitzen. In denselben Fischgründen und auf demselben Land müssen sie heute anbauen und produzieren für einen sehr geringen Lohn, der ihre eigene Familie nicht mehr ernährt, um anderen Leuten, die diese Fischgründe oder dieses Land inzwischen besitzen, zu Reichtum zu verhelfen.

50 Prozent der weltweit Hungernden – wir haben es bereits gehört – sind Kleinbauern. Das heißt: Da, wo Lebensmittel hergestellt werden und die Gruppe, die weltweit die größte Last der Welternährung zu tragen hat, ist zugleich die Gruppe derer, die am meisten hungert. Also gilt es doch zu fragen: Wie können wir die massiv darin stärken, dass sie ihr Potenzial zu ihrer eigenen und zu ihrer Welternährung wieder

entfalten können? Was ist da passiert? Warum können sie das nicht mehr? Wie schaffen wir *enabling conditions*, so hat Herr Herren heute Morgen gesagt, was sind die konkreten Ursachen? Diese gilt es zuallererst in den Blick zu nehmen. Und da stellen wir fest: Ein zentrales Problem für viele ist die Tatsache, dass sie keine sicheren Landtitel haben, dass sie zwar seit Generationen Land bewirtschaften, aber nicht formal in irgendeinem Katasteramt eingetragen sind. Denn jetzt, wo wir es mit *land grabbing* zu tun haben, mit dem Zugriff derer, die sich ihre Ernährungsgrundlage sichern wollen, sind die sofort weggewischt, sie haben keinerlei Rechtstitel.

Es geht um ihre Probleme beim Zugang zu Ressourcen wie Wasser, wie Krediten, um Zugang zu Wissen, zu einer Beratung, die wirklich dazu geeignet ist, ihnen auf ihrem konkreten Stück Land zu helfen und den Ertrag zu steigern. Und es geht schließlich um ihren Zugang zu Land, um eine große und in vielen Ländern notwendige Landreform. Ich will nur kurz erwähnen – wissenschaftlich gibt es eine große Auseinandersetzung darum –, dass die großen Ertragssteigerungen zumindest in China, Indien und Thailand von anderen Wissenschaftlern der Grünen Revolution zugutesgeschrieben werden, also der Tatsache, dass es in derselben Zeit dort radikale Landreformen gab. Das sei zumindest erwähnt.

Es geht also darum, den Hebel anzusetzen an der rechtlichen, sozialen und ökonomischen Marginalisierung der Kleinbauern und kleinbäuerlichen Familien, an der mangelnden politischen Aufmerksamkeit für die Lebens-, Arbeits- und Produktionsräume, in denen sie sich aufhalten, also diese ländlichen, eher abseitigen Gebiete. Es geht um die Aufmerksamkeit und die Arbeit an ihrer mangelnden politischen Beteiligung. Zu alledem leisten Brot für die Welt und Misereor einen Beitrag in vielfacher Form.

Es ist also zentral, die konkret Hungernden mit in den Blick zu nehmen, nach der Ursache ihres Hungers zu fragen und mit Maßnahmen zu beginnen, die ihre Armut reduzieren und ihre konkreten Zugangsprobleme zu Ressourcen und zu Land lösen und ihre politische Beteiligung steigern. In Ergänzung dazu gibt es viele mögliche Maßnahmen in der Projektarbeit, in der nationalen und internationalen Lobbyarbeit. Ergänzend dazu ist es natürlich notwendig, an den internationalen Rahmenbedingungen, die Armut und Hunger mit verursachen, zu arbeiten. Davon haben wir heute Morgen einiges gehört. Es geht darum, darauf hinzudrängen, dass in der Handelspolitik, in der Finanzpolitik – Spekulation ist inzwischen auch ein großes Thema – im Zusammenhang mit steigenden Nahrungsmittelpreisen oder etwa mit dem *land grabbing* auf internationaler Ebene Regeln geschaffen werden, die hier die Kräfte begrenzen, die den Armen weiterhin die Ressourcen entziehen.

Mein zweiter Punkt: Menschenrechte. Armenorientierung bei der Hungerbekämpfung wird auch gestützt durch den menschenrechtlichen Ansatz. Wir haben davon heute Morgen auch schon einiges gehört. Es ist bei der Konvention über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte festgehalten worden, dass jeder Einzelne das Recht hat, vor Hunger geschützt zu sein, und mittlerweile, Gott sei Dank, ist daran weitergearbeitet worden. Es gibt inzwischen die freiwilligen Leitlinien zum Recht auf Nahrung, das heißt, wie man dieses Recht eigentlich umsetzen kann. Das ist heute Morgen auch gefragt worden.

Was ist wichtig an diesem Ansatz? Hungernde sind Träger von Rechten. Sie sind nicht Bettler, sie sind nicht Almosenempfänger. Es geht hier nicht um Spenden und Almosen, sondern es geht vor allem darum, dass sie Träger von Rechten sind. Das verleiht ihnen einen anderen Status. Darauf können sie sich beziehen in ihren Auseinandersetzungen mit der Regierung. Sie sind Rechtssubjekte.

Das Zweite, was daran wichtig ist: Ihr Rechtsanspruch ist von ihnen geltend zu machen, denn ihnen steht rechtlich zu, dass sie vor Hunger geschützt werden. Das heißt nicht, ihnen steht rechtlich zu, dass sie jeden Monat 10 Tonnen Mais bekommen. Ihnen steht rechtlich zu, dass sie vor Hunger geschützt werden, und dazu gehört, dass sie vor negativen Rahmenbedingungen geschützt werden, die den Hunger produzieren, und dass sie selbst darin unterstützt werden, mehr Ressourcen zu bekommen, mehr Zugang zu Ressourcen zu bekommen, dass es eine politische Aufmerksamkeit gibt auf ihre Region, auf die Frage, was der ländliche Raum braucht, auf die Frage, wie kann man ihnen zu Krediten und Wasser usw. helfen. Das heißt, dass der Staat selbst in die Verpflichtung genommen werden kann und grundsätzlich in einer Verpflichtung ist.

Hier knüpfe ich auch an etwas an, was heute Morgen gesagt wurde: Es kann nicht sein, dass man sagt: Lassen wir das Hungerproblem durch die Agroindustrie lösen. Hier ist dadurch festgeschrieben, dass es eine staatliche Verpflichtung gibt, die eigenen Bürger vor Hunger zu schützen. Und die freiwilligen Leitlinien legen das sehr konkret aus. Das kann und will ich hier nicht weiter ausführen, wesentlich daran ist aber, dass die Regierung aufgefordert ist, für jede Region, jede Gemeinde und jede spezifische Gruppe von Hungernden rechtliche, ökonomische und soziale Bedingungen zu schaffen, die ihnen helfen, ihre eigene Nahrungsmittelproduktion zu steigern. Zentral ist, dass die Hungernden – so ist es in den freiwilligen Leitlinien vorgesehen – dabei beteiligt werden sollen, dass also die Hungergruppen – die Kleinbauern in diesem Falle zum Beispiel – daran beteiligt werden sollen, wenn diese nationalen Planungen entworfen und später umgesetzt werden. Sie sind nicht Objekt irgendeiner Politik, sondern sie selbst sollen das Hauptsubjekt werden, sollen diejenigen werden

und sein, die sich hier an erster Stelle zu engagieren haben und die darin unterstützt werden sollen. Ihnen gegenüber muss der Staat Transparenz herstellen, er hat ihnen gegenüber eine Berichtspflicht. Sie haben ein Recht auf Monitoring. Brot für die Welt unterstützt viele Organisationen und Netzwerke von Kleinbauern, die genau diese Rechte einklagen und die genau dieses Monitoring machen und die genau die aktive Zivilgesellschaft darstellen, die in diesen freiwilligen Leitlinien gefordert wird, um Hunger zu bekämpfen.

Natürlich gibt es bei dem Menschenrechtsansatz auch extraterritoriale Staatenrechte, das heißt Verpflichtungen der internationalen Staatengemeinschaft, darauf zu achten, dass ihre politischen Bedingungen und alles, was sie entwicklungs- oder wirtschaftspolitisch tun oder lassen, bewertet wird vor dem Hintergrund, ob es das Recht auf Nahrung der Armen stärkt oder schwächt. Ich will das nicht weiter ausführen, wir kommen vielleicht in der Diskussion noch dazu.

Ich habe nun weniger auf die sozialetischen Fragen abgehoben, weil ich dachte, das kommt heute Morgen stärker. Last not least ist aber zu fragen: Warum gibt es für uns als christliche Hilfswerke eigentlich eine besondere Begründung, zu sagen, wir stellen die Armen in den Mittelpunkt allen Denkens, Handelns, Planens und aller Maßnahmen? Dies hat mit dem christlichen Weltbild zu tun. Das christliche Weltbild stellt die Würde jedes einzelnen Menschen in den Vordergrund und sagt, die Menschen sind gottebenbildlich. Das heißt, jeder Mensch hat eine gleiche Würde, und damit ist jeder Mensch tatsächlich selbst dessen gewürdigt, selbst Subjekt seines Handelns in diesem Falle zu sein und in diesem Falle dessen gewürdigt, nicht Objekt von Mitleid zu werden, aber auch nicht Objekt von ausbeuterischen Maßnahmen, die ihn seiner Würde entziehen.

Es gibt ein schönes afrikanisches Sprichwort, das sagt, dass man einen Hungernden nicht in Versuchung bringen soll, seine Würde wegzuwerfen. Wir wissen, dass Hunger tatsächlich die gravierende Problematik hat, den Menschen der Würde zu berauben oder infrage zu stellen. Insofern muss sich jede Politik der sogenannten Hungerbekämpfung daran orientieren, ob sie den Menschen ihre Würde lässt als Ebenbild Gottes, als Menschen, die mit uns auf gleicher Augenhöhe stehen, als Menschen, die genauso handlungsfähig sind wie wir, wenn es die entsprechenden *enabling conditions*, die entsprechenden Bedingungen gibt, darin vorzusehen oder nicht. Deswegen ist es aus unserer Sicht zentral, bei jeder politischen Entscheidung, die den Hunger bekämpfen soll, aber auch jeder sonstigen wirtschafts-, entwicklungs- und handelspolitischen Entscheidung diese Frage zu stellen: Habt ihr berücksichtigt, was das mit den Armen macht? Habt ihr die Armen bei eurer Analyse, wo das Problem liegt, ins Zentrum gestellt? Ja oder nein?

Sie werden immer einmal wieder lesen, dass das evangelische Hilfswerk Brot für die Welt an dieser Stelle die eine oder andere Auffassung hat, die vielleicht nicht genau zusammenfällt mit der, die das Entwicklungsministerium in dieser Frage hat. Aber das ist unsere kirchlich-ethische Grundüberzeugung. Vielen Dank.

(Beifall)

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank, Frau Füllkrug-Weitzel. Der zweite Vortrag zum Thema Armutsorientierung trägt den Titel „Förderung diversifizierter Landwirtschaft und selbstbestimmter Ernährungskultur in lokaler Initiative“. Es ist ein Projektbeispiel und wird uns vorgestellt von Dr. Martin Bröckelmann-Simon. Er ist Entwicklungssoziologe und hat früher auch über die Bewegung der Landlosen in Brasilien gearbeitet und ist heute Geschäftsführender

Vorstand für internationale Zusammenarbeit bei Misereor.

(Beifall)

Projektbeispiel: Förderung diversifizierter Landwirtschaft und selbstbestimmter Ernährungskultur in lokaler Initiative

Dr. rer. soc. Martin Bröckelmann-Simon · Misereor e. V., Aachen

Diesen Nachmittag steht unter der Überschrift: Ermutigungen. Ich hoffe, dass der Vormittag jetzt keine Zumutung war, aber Ermutigung kann man trotzdem gebrauchen nach all den Zahlen, die zu hören waren. Ich möchte Sie mit auf eine Reise nach Indien nehmen, und vielleicht beantworten Sie am Ende dieser Reise, ob es Sinn macht, dass es uns nach 50 Jahren, ähnlich wie Brot für die Welt, immer noch gibt und ob die Arbeit, die wir tun, sinnvoll ist oder nicht und ob sie ermutigt oder nicht. Indien – ein Land vieler Gegensätze, G-20-Staat, anhaltendes rapides Wirtschaftswachstum, einer der großen neuen Akteure, agierende Nationen auf dem internationalen Szenario, gleichzeitig ein unglaublich zerrissenes Land. Über 50 Prozent der Armen weltweit leben in Indien, mehr als in Subsahara-Afrika. 700 Millionen Menschen sind das laut jüngsten Zahlen der asiatischen Entwicklungsbank. Und die Armut ist vor allen Dingen ländlich. In der Landwirtschaft sind rund 60 Prozent der indischen Bevölkerung zu finden. 80 Prozent der indischen Bauern haben weniger als zwei Hektar Land. Das macht deutlich, dass sich die Frage, ob man sich um Kleinbauern und um Indien kümmern muss, eigentlich selbst beantwortet.

(Folie 2)

Ich will Sie in Indien nach Orissa mitnehmen im Nordosten des Landes. Es ist der laut indischer

Statistik ärmste Bundesstaat. Ca. 30 Prozent der indischen Bevölkerung leben dort, 37 Millionen Menschen. Zahlreiche Probleme suchen diesen Bundesstaat heim, es gibt Zyklone und Überschwemmungen. 80 Prozent der Landwirtschaft finden im Regenfeldbau statt, das heißt, es geht insbesondere um Produktion unter Dürrebedingungen. Die Ernährung der Menschen ist nicht gesichert, ebenso wenig wie Gesundheit und Bildung. Die Armutsrate in Orissa ist etwa doppelt so hoch wie im Rest Indiens, und da ist sie schon hoch. Es gibt Konflikte vielfältiger Art, unter anderem Spannungen zwischen den verschiedenen Konfessionen, die aber im Kern eigentlich keine Religionsauseinandersetzungen sind, sondern Auseinandersetzungen um knappe Ressourcen und Auseinandersetzung um Zukunft.

(Folie 3)

In Orissa geht es uns um die Region Majurbanjh und dort insbesondere um die Adivasi. „Adivasi“ übersetzt bedeutet: die ersten Siedler. Das sind die Indigenen, die Ursprungsbevölkerung des indischen Subkontinentes, 8 Prozent der indischen Bevölkerung, in Orissa sind es 25 Prozent, im Projektgebiet wiederum 75 Prozent. Sie stehen in der Rangfolge der indischen Gesellschaft zusammen mit den Dalits, den Unberührbaren – diese zwei Gruppen sind besonders in unserem Fokus – an der untersten Stelle der Rangfolge außerhalb des Kastensystems. Dort sind die wirklich Armen zu finden. In Orissa, wie gesagt, sind es 25 Prozent, das sind 62 verschiedene ethnische Gruppen mit entsprechend vielen verschiedenen Sprachen.

Das Projekt, um das es hier geht, arbeitet, insbesondere mit drei Gruppen: den Santal, den Ho und den Batudi. Ihre Probleme sind wie die aller Adivasi: Sie sind ausgegrenzt, sie sind arm, sie sind nicht anerkannt, obwohl sie über einen unglaublichen kulturellen Reichtum und über sehr viel Wissen verfügen. Ihre Kultur droht verloren zu gehen und ihr Land wird ihnen genom-

men, nicht zuletzt auch, weil Orissa ein Bundesstaat ist, in dem im zunehmenden Maße Bodenschätze an Interesse gewinnen. Bauxit, Eisen, Kohle – immer in Gebieten, in denen Adivasi leben.

(Folie 4)

Der Partner, DULAL – dies ist ein Santaliwort und bedeutet „Love and Concern“, also Liebe und Zuwendung, Liebe und Fürsorge – entstand nach 1987 nach einer Flutkatastrophe, eine der vielen, die Orissa immer wieder heimsuchen, in einer abgelegenen Region als Initiative eines katholischen Priesters der Diözese Balasore. In ehrenamtlicher und eigener Initiative hat er sich um die Menschen gekümmert, die dort notleidend waren und in der darauf folgenden Zeit immer abhängiger wurden von Regierungsunterstützung durch Fütterungsprogramme, so muss man vielleicht wirklich sagen. Er blieb in der Region und hat in den Dörfern mit den Menschen zusammen, insbesondere mit jungen Menschen die Bewegung DULAL gegründet mit dem Ziel, mit den Adivasi zusammen ihre Lebenssituation zu verbessern. 1990 wurde sie offiziell gegründet.

(Folie 7)

Die Arbeitsbereiche von DULAL sind Sparen und Kredit, Landwirtschaft und Obstbau. Das heißt, es gibt unterschiedlichste Felder, in denen der Träger arbeitet. Gesundheitsarbeit, Bildung, Boden- und Wasserschutz – vielfältige Dinge, die alle mit der Lebenssituation der Adivasi zu tun haben und sich insgesamt auf 324 Dörfer, 15.200 Familien erstrecken.

(Folie 5)

Zugleich hat DULAL schon nach wenigen Jahren festgestellt, dass die Arbeit nicht wirklich tragfähig war in der Art, wie sie angelegt war. Denn man kam mit fertigen Konzepten, mit vorgefertigten Rezepten und hat nicht auf das gehört, was die Menschen selbst wollten, und hat sie vor allen Dingen auch nicht mit

einbezogen. Die Zielgruppe – das war das Ergebnis dieser Reflexion – wurde überrannt durch gutgemeinte Pläne. Man hat geplant, aber nicht mit den Menschen zusammen. Die Lösungen wurden vorgeschlagen, aber man hat nicht nachgefragt, was die Leute eigentlich selbst wollen. Diese aber hatten durchaus eigene Ideen über Entwicklungsarbeit, die aber nicht genügend wahrgenommen worden sind. Und die Zitate, die Sie hier lesen können, sprechen eine beredte Sprache: „Wenn ihr uns gefragt hättet, hätte das Projekt anders ausgesehen. Wir wollen keine Geschenke.“

(Folie 8)

Dann ging es um eine Umorientierung in der Arbeit: um den Aufbau starker Organisationen auf Dorfebene und ihre Vernetzung, um Informationen über ihre Rechte und globalen Entwicklungen, eine Kampagne für Hirseanbau, bei der es darum ging, alte, traditionelle und noch vorhandene Reste von Wissen zur Bewirtschaftung eines Grundnahrungsmittels wieder hervorzuholen, den Austausch zwischen den Bauern zu organisieren und dabei die Adivasi-Gruppen zu unterstützen und an das Wissen gerade im Gesundheitsbereich anzuknüpfen.

(Folie 6)

Was macht ein Projekt erfolgreich? Erfolgreich macht es, wenn die Menschen es selbst bestimmen. Die Adivasi bestimmen die Dynamik. *People led development* sagt man dazu, sie sind sozusagen auf dem Fahrersitz. Man erkennt ihre Potenziale an. Die Menschen übernehmen die Verantwortung und Initiative. Man holt sie aus der Abhängigkeit heraus, und die Aktivitäten sind nicht an den Vorstellungen und Plänen von Behörden oder Nichtregierungsorganisationen ausgerichtet, sondern aufeinander, horizontal. Netzwerke entstehen und Bäuerinnen und Bauern lernen voneinander. Es geht um Empowerment, um Befähigung, um das Starkmachen.

(Folie 9)

Adivasi sein ist kein negativer Begriff, keine negative Zuschreibung, sondern eine, die mit Stärkung von Selbstbewusstsein und Stärken verbunden ist. Dieses Zitat ist bezeichnend: „Früher haben die Leute herabgeschaut. Jetzt kommen sie und fragen nach meinem Wissen und wollen wissen, was ich tue.“ Dieses Dilemma lässt sich hier vielleicht gut beschreiben, die traditionelle Mischkultur, diversifizierte Landwirtschaft auf der Basis von Hirse, Nutzung von Waldprodukten, breit gefächert mit einem holistischen Weltbild. Das heißt, wir sind Teil der Natur als Adivasi, wir sind nicht fremd zu ihr, sondern wir sind Teil der Natur, wir begegnen ihr mit Respekt.

Die Nutzung ist angepasst an die Dürrebedingungen, aber auf sehr prekärem Niveau. Das soll nicht idealisiert werden. Es gibt Ernährungssicherheit, aber auf prekärem Niveau. Die Grüne Revolution, die auch Orissa erreicht hat, allerdings später als den Rest Indiens, hat zu einer Verbreitung von Hybridreis geführt. Den Bauern wurden subventionierte Saatgutpakete aufgeschwatzt, das muss man wirklich sagen. Damit haben sie angefangen, ihre traditionelle Praktiken zu vergessen und Reisanbau zu betreiben. Dies hat in den Anfangsjahren gut funktioniert, hat aber unter den Bedingungen Orissas angesichts der Dürresituationen und des fortschreitenden Verlustes der Bodenfruchtbarkeit zum wirtschaftlichen Ruin der Familien geführt und ihnen gleichzeitig deutlich gemacht: Das, was ihr wisst, das, was ihr könnt, das, was eure Erfahrungen sind, ist nichts wert. Abhängigkeit, Hunger, Armut – genau das, was Entwicklungsarbeit nicht bringen soll.

Nachhaltige Landwirtschaft, multifunktionale Landwirtschaft ist das Bild, um das es nun geht. Es geht um die Wiederbelebung traditioneller Sorten und Praktiken, von denen es eine ganze Fülle gibt, gerade auch unter den Hirseprodukten, um eine diversifizierte, lokal angepasste

Landwirtschaft. Das lokale Wissen wird weiterentwickelt, Saatgutbanken entstehen, also Saatgut wird unter den Bauern getauscht, und die ökonomischen und sozialen Konditionen der Menschen verbessern sich.

(Folie 11)

Sie sehen hier an den Statistiken – das ist jetzt ein Blick auf das Jahr 2009, der Vergleich 2009/2010, wie sich die Zahl der kultivierten Hirsesorten wieder erhöht hat –, zum Teil durch wirkliche Recherchearbeit, wo noch Reste von Pflanzen oder auch Saatgut zu finden waren. Es gibt unterschiedliche Dörfer mit unterschiedlichen Sorten von Hirse, und gleichzeitig hat sowohl die Zahl der Betriebe als auch die Fläche, auf der Hirse angebaut worden ist, zugenommen. Es gab weniger Ausfälle. Das Jahr 2010 war ein sehr schwieriges Jahr und Betriebe, die nicht umgestellt hatten, hatten große Probleme. Die umgestellten Betriebe allerdings waren in einer sicheren Situation.

(Folie 12)

Die Vielfalt hat insgesamt zugenommen, nicht nur bei Hirse, sondern auch bei Reis, Hülsenfrüchten und Knollenfrüchten.

(Folie 10)

Was heißt das für die gesamte Entwicklung? Ödland ist wieder in Kultur genommen worden, Familien bauen ökologisch an, die Erträge dort, wo es sonst Totalausfall gab, sind sicher und die Zahl der Sorten, die auf den Flächen angebaut werden, hat zugenommen.

(Folie 13)

Es gibt nun nahrhaftes Essen in ausreichender Menge für die Menschen. Es gibt Futter für die Tiere. Die lokale Biodiversität wird nicht nur erhalten, sondern weiterentwickelt und optimiert. Es geht also nicht nur darum, an Altes anzuknüpfen, sondern auch tatsächlich in den Händen der Bauern das Saatgut weiter zu optimieren. Es gibt weniger Ausgaben, weniger Schul-

den, mehr Kapital, geringeres Risiko und einen gestärkten Zusammenhalt unter den Menschen.

(Folie 14)

Ihr politisches Bewusstsein hat zugenommen. Das heißt, es ist nicht nur eine Frage von Landwirtschaft und landwirtschaftlichen Praktiken, sondern es ist eine Veränderung, die die Menschen insgesamt betrifft. Ihr Interesse an Politik und Mitbestimmung ist gestiegen. Sie kümmern sich nicht nur um ihre eigene Region, sondern um die Agrarpolitik, die Landwirtschaftspolitik ihres Bundesstaates. Sie engagieren sich in Kampagnen, zum Beispiel gegen die Bt-Aubergine, die gerade in Orissa eingeführt werden soll. Sehr wichtig: Frauen sind dort an der Spitze vieler Gruppen. Sie beteiligen sich nicht nur an den landwirtschaftlichen, sondern auch an den politischen Aktivitäten.

(Folie 15)

Es soll nicht verschwiegen werden, dass es Bedrohungen gibt. Diese waren bisher gering, weil die Region so uninteressant war. Sie ist so abgelegen und damit nicht wichtig, genau wie die Menschen, die dort leben. Aber die fortschreitende Landnahme infolge des wachsenden Rohstoffhungers, der jetzt auch Orissa erfasst hat – es gibt gerade einen Konflikt mit einem südkoreanischen Investor um ein Stahlprojekt dort –, betrifft nun auch die Region und es gibt in dem Sinne fortschreitende Landnahme *land grabbing* auch in Orissa. Es wird aufgeforstet für CDM-Projekte, also für Projekte, die man eintauschen kann gegen Emissionen hier bei uns, weil sie emissionsmindernd und klimaschützend wirken sollen. Aber Eukalyptus, das weiß jeder, der sich mit dieser Pflanze ein bisschen befasst hat, ist erstens ökologisch sehr gefährlich für die Fruchtbarkeit der Böden, und zugleich werden Menschen im Namen des Klimaschutzes vertrieben. Und die Agrarpolitik des Bundesstaates Orissa hat sich nicht grundsätzlich geändert, die

Anfangssubventionen für Hybridreis und Mais gehen weiter. Das heißt, die Adivasi wissen, dass sie sich darauf einstellen müssen, und sie wissen auch, dass sie internationale Unterstützung beispielsweise durch uns brauchen, um die Anfangserfolge ihrer Arbeit richtig fortsetzen und konsolidieren zu können. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank, Herr Bröckelmann-Simon. Das war ein Beispiel, das ermutigen kann. Wir werden mehr davon im zweiten Komplex zu der Rolle von Frauen in Landwirtschaft und Ernährung erfahren.

Wir hören nun einen Beitrag mit dem schönen Titel: „Ein Stück Erde für jede Frau“ von Frau Prof. Dr. Randzio-Plath. Sie war 15 Jahre Mitglied im Europäischen Parlament, auch im Wirtschaftsausschuss, ist Professorin an der Universität Hamburg, vor allem aber Vorsitzende der Marie-Schlei-Stiftung, die auch Frauenprojekte in armen Ländern fördert.

(Beifall)

Ein Stück Erde für jede Frau – innovative Wege zur Armutsbekämpfung; Entwicklung im ländlichen Raum

Prof. Dr. h. c. Christa Randzio-Plath - Marie-Schlei-Verein e. V., Hamburg

Meine sehr verehrten Damen und Herren. Das Wort Gender ist heute noch nicht gefallen. Aber eine nachhaltige Entwicklung, eine nachhaltige Bekämpfung des Hungers und der Armut ist nicht möglich, wenn wir nicht uns die Rolle der Frau in den Entwicklungsländern und vor allem im ländlichen Raum anschauen. Wir wissen alle, dass das Millenniumsziel Nr. 3 Geschlechter-

gerechtigkeit und Gender Empowerment bedeutet. Selbst die Staats- und Regierungschefs mussten bei ihrer Zwischenbilanz feststellen, dass alle anderen Millenniumsziele nicht erfüllt werden können, wenn das Millenniumsziel Nr. 3 nicht erfüllt ist. Das kann eigentlich Frauen nicht wundern. Denn bereits auf der Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen 1995 wurde in der Aktionsplattform von Peking festgehalten: Wir sind entschlossen sicherzustellen, dass die Frauen gleichen Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen, namentlich Grund und Boden, Krediten, Wissenschaft und Technologie, Berufsausbildung, Information, Kommunikation und zu den Märkten erhalten. Alle Staaten dieser Welt haben sich dazu verpflichtet. Die Bilanz heute zeigt, dass weder das Menschenrecht auf Gleichberechtigung noch das Menschenrecht auf Nahrung erfüllt wird. Es wird im Gegenteil täglich verletzt.

Wir hörten schon, dass die meisten Armen in den Entwicklungsländern auf dem Land leben. Es ist wirklich paradox, dass der überwiegende Teil der Hungernden Kleinbäuerinnen sind, die von ihren Erträgen nicht leben können, und dass sie wegen ihrer Armut in höchstem Maße abhängig sind von dem Zugang zu natürlichen Ressourcen wie Wasser, Boden und Klima. Von daher müssen wir uns die Rolle der Frauen genau anschauen. Denn bis zu 80 Prozent der Nahrungsmittelversorgung in den Ländern des Südens, vor allen Dingen in Afrika südlich der Sahara und in Südasien, hängen von diesen Frauen ab. Dennoch wird die Genderperspektive oftmals an den Rand gedrängt, genauso wie die Frauen, die auf dem Lande den Boden bestellen, marginalisiert und wenig respektiert werden. Nur 2 Prozent der Frauen in Entwicklungsländern haben Landtitel, und nur 20 Prozent der Anbaufläche ist in den Händen der Frauen. Und dann produzieren sie trotzdem die Grundnahrungsmittel, von denen ich gesprochen habe.

Die ländliche Infrastruktur ist in der Regel unterentwickelt. Sie benachteiligt aber zusätzlich Frauen stärker als Männer. Wieswegen? Weil das Zeitbudget der Frauen ein anderes als das Zeitbudget der Männer auf dem Lande ist. Denn Wasser und Feuerholz holen ist Frauensache, und je weiter und beschwerlicher die Wege sind, desto mehr Zeit muss dafür oder für das Hinbringen von Mais oder anderem Getreide zu den Mühlen aufgebracht werden. Hinzu kommt, dass die Care Economy in den ländlichen Gebieten vollkommen Sache der Frau ist. Insofern behindert die unmoderne und nicht entwickelte ländliche Infrastruktur die Feldarbeit, moderne Anbaumethoden und auch eine effiziente Vermarktung. Fahrräder, Karren oder Pirogen als Transportmittel dieser Frauen sind unzureichende Hilfsmittel, wenngleich sie hilfreich sind, wie unsere Projektfrauen sagen.

Der Marie-Schlei-Verein als gemeinnütziger Verein ist sehr klein im Verhältnis zu Misereor oder Brot für die Welt, und wir existieren auch erst seit 26 Jahren. Aber wir sind sehr radikal in unserer Orientierung, weil wir meinen, dass wir alles tun müssen, um Frauen beruflich im informellen Sektor zu qualifizieren, wo sie anders gar keine Chance hätten. Wir setzen auf die Frauen, weil sie durch die öffentliche Entwicklungszusammenarbeit in den vergangenen Jahrzehnten zusätzlich diskriminiert werden. Und wenn wir uns die großartigen Erklärungen der Vereinten Nationen oder die Pakte und Vereinbarungen ansehen, dann wird immer wieder auf die Würde der Frau als Menschenrecht hingewiesen. Wir wissen auch heute, dass Frauen Rechte als Menschenrechte anerkannt werden. Aber an der Implementierung mangelt es doch an allen Ecken und Enden, und insofern wollen unsere kleinen Projekte mit kleinen Frauengruppen in Afrika, Asien und Lateinamerika dazu beitragen, dass die Frauen, die den Willen haben, einen eigenbestimmten Entwicklungsweg zu gehen und die Nahrungsmittelsicherheit

für sich, ihre Familien und ihre Dörfer zu gewährleisten, eine Chance dazu bekommen. Wir wissen, dass Nahrungsmittelsicherheit, Nahrungsmittelversorgung, Zugang zu Nahrungsmitteln und gesunde Ernährung zusammengehören und insofern auch die Verteilung von Nahrung, gesellschaftlichem Reichtum und Macht auch leider an den Frauen vorbeigeht. Das müssen die Frauen genauso ändern, wie sie versuchen, die Diskriminierung der Landwirtschaft in ihren Ländern aufzubrechen.

Wir haben es also mit einer Diskriminierung der Landwirtschaft durch die öffentliche Entwicklungshilfe und Zusammenarbeit zu tun, aber auch mit einer Diskriminierung der Landwirtschaft durch die Regierung, und Frauen sind insofern doppelt und dreifach betroffen. Die Diskriminierung von Bäuerinnen ist nicht nur ungerecht. Sie schadet der Menschheit, weil sie Hunger schafft oder verstärkt. Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern ist ein Schlüsselfaktor, um landwirtschaftliche Entwicklung und Ernährungssicherheit zu erreichen. Zahlen besagen: Wenn der Zugang von Frauen zu Land, Vieh, Bildung, Finanzdienstleistungen, Technik und Wasser verbessert wird, würden 100 Millionen Menschen weniger hungern.

Nun hat auch die Welternährungsorganisation die Rolle der Kleinbäuerinnen erfasst. Der Bericht 2011 hat das im Fokus. Warum? Geschlechtergleichheit, das schickt die FAO voraus, ist ein vornehmes Ziel, aber, und das fügt sie hinzu, auch eine starke Geschäftsidee.

Meine Damen und Herren, im Privatsektor haben wir die These vernommen, dass auf Frauen setzen heißt, intelligent zu wirtschaften. Das heißt, es geht nicht darum, das Menschenrecht der Frauen zu stärken, sondern auch darum, zu sehen, dass dies ökonomisch Sinn macht und dass Diskriminierung ökonomisch schädlich ist. Jetzt hat diese Erkenntnis auch im landwirtschaftlichen Sektor gegriffen und wir können nur hoffen, dass es größere Fortschritte

gibt, um tatsächlich damit auch die wirtschaftliche Entwicklung auf dem Land voranzutreiben und Hunger und Armut abzubauen.

Frauenprojekte leisten schon heute einen Beitrag zur Ernährung der Weltbevölkerung und auch zur Nahrungsmittelsicherheit. Frauen organisieren eigentlich jeden Tag ein kleines Wunder. Das ist typisch an Frauenprojekten, die von kleinen zivilgesellschaftlichen NRO partnerschaftlich organisiert werden. Wenn die Frauen die strukturellen Schwächen ihrer Existenz erkennen und wissen, dass die Schutzpflicht des Staates zur Stärkung des Rechts auf Nahrungsmittelsicherheit für sie nicht gilt, dann entfalten sie Eigeninitiative. Frauenprojekte können sicherlich nicht dazu beitragen, dass die strukturellen Bedingungen für Nahrungsmittelsicherheit positiv verändert werden. Sie können allerdings dazu beitragen, dass an einem bestimmten Ort für einen bestimmten Kreis von Frauen und ihren Familien ein Fortschritt organisiert wird.

Die Mikroprojekte setzen an der Definition des gemeinsamen Interesses und der Erkenntnis an, dass die Regierung nicht helfen wird. Sehr kreativ sind die Vorschläge der Frauen, die von ihren eigenen Befindlichkeiten, aber auch von ihren realen Möglichkeiten ausgehen. Die Projekte bestechen durch Realitätssinn und ihre Orientierung. Allerdings sind die Rahmenbedingungen nicht immer gut. Damit komme ich zu dem Stück Erde, weil der Zugang der Frauen zu Grund und Boden, technischem Know-how und Ressourcen von entscheidender Bedeutung ist, wir aber seit 1995 keine großen Fortschritte erreichen konnten. Zwar sind zu Recht in vielen Staaten die Eigentums- und die Erbrechtsordnung reformiert worden, sodass theoretisch jedenfalls Frauen Eigentum an Land haben können. Allerdings scheitert die Umsetzung dieses rechtspolitischen Fortschritts häufig an traditionellen Einstellungen und an Gewohnheitsrecht. Auch der geteilte Landtitel ist leider kein Ausweg. Hier können sich Ehepaare, also

beide Ehepartner registrieren lassen als Eigentümer des Stück Landes. Aber auch hier erschweren Traditionen und der Mangel an Bewusstsein die Eintragung im Register.

Die Frauenprojekte sind auch innovativ. Sie verbinden Kompetenzaufbau mit Ownership, nachhaltige Entwicklung mit besserer Ernährung und Einkommenserzielung. Es ist erstaunlich, dass Landfrauen in Asien, Afrika und Lateinamerika trotz aller Unterschiede vergleichbare Wege finden, ihre Ernährungssicherheit zu verbessern. Das sind einmal Eigentum an Grund und Boden, über die Dorfgemeinschaft zum Beispiel in Afrika, über Genossenschaften in Lateinamerika, über Solidarität von besitzenden Landfrauen gegenüber nicht besitzenden Landfrauen. Manchmal gelingt es, wie in Guinea oder jetzt hoffentlich in Kenia, dass unsere Partnerinnenlandfrauen Landtitel oder Gemeindeland übertragen bekommen. In anderen Projekten ist das schon gelungen, und manchmal haben Frauengruppen zum ersten Mal in der Geschichte eines Landes Land erworben. Die Frauenprojekte sind innovativ, weil sie die Zyklen der Agrarproduktion durchbrechen, wie wir das immer wieder sehen. Und Frauen erkennen die Schädlichkeit von saisonaler Produktion.

Wenn ich Ihnen nun drei Projektbeispiele vorstelle, dann hat das vor allen Dingen damit etwas zu tun. So haben wir zum Beispiel in Nepal 1.800 Frauen in Methoden des alternativen Gemüseanbaus ausgebildet. Nicht wir haben sie ausgebildet, sondern die Frauenorganisation, die unsere Partnerin ist, hat sie ausgebildet und ist immer noch dabei. Mit besserem Saatgut und vor allen Dingen dem Anbau von Gemüse außerhalb der Saison schaffen es die Frauen, ihr Anbauvolumen pro Jahr um 200 Prozent im Vergleich zum Vorjahr zu steigern.

Stolz sind wir auch auf die zehn Genossenschaften in Nicaragua im Landkreis Leon, wo neben Bohnen und Melonen jetzt das ganze Jahr hindurch frisches Gemüse geerntet werden

kann, weil auch hier sowohl in der Saison als auch außerhalb der Saison angebaut wird. Besonders zu erwähnen ist, dass sie auch die Setzlinge in den Gemeinschaftsgärten und ihren Hausgärten zusätzlich für ihre eigene Versorgung sicherstellen können. Die gemeinschaftliche Vermarktung zum Beispiel über Schulen verbessert dann nicht nur die Versorgungslage, sondern auch ihr Einkommen.

Ermutigend sind auch die Frauengruppen in Kenia, wo 120 Frauen Hunger und Armut bekämpfen wollen und sich nach dem Bürgerkrieg aufgemacht haben und selbstständig Projekte durchzuführen. Und sie haben sich ausgedacht: Wir brauchen kurzfristig eine Lösung, wir brauchen mittelfristig eine Lösung, und wir brauchen längerfristig eine Lösung. Deswegen haben sie sich entschieden, Fischteiche anzulegen, Hühner zu züchten und Bienen, also Imkereien aufzubauen. Hier ist es nun so: Das Ei kommt jeden Tag, der Honig wird schon nach vier Monaten geerntet und die ersten Fische können nach sechs Monaten auf den Markt gebracht werden. Das alles trägt nicht nur zur Verbesserung der Nahrung bei, sondern auch zu einer besseren Versorgung der Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln sowie mit Spurenelementen und Proteinen. Insofern hoffe ich, dass es in diesem Projekt unsere Partnerorganisation schafft, dass die Frauen über die Landreform – auf die Landreformen in den Entwicklungsländern setzen die Frauen große Hoffnung – Eigentum an Grund und Boden haben und bekommen können.

Nützlich sind auch Mikrokredite mit unseren Projekten verbunden. Das Wichtige ist, dass die Frauen aber erst qualifiziert worden sind, bevor sie die Mikrokredite bekommen, und dass die Frauengruppen selbst die soziale Kontrolle über das Management der Mikrokredite haben.

Wir als Marie-Schlei-Verein sind jeden Tag aufs Neue stolz auf unsere Partnerinnen in Asien, Afrika und Lateinamerika. Und wenn auch Worte

keine Körbe füllen: Spenden können dazu beitragen, Körbe zu füllen – füllen müssen sie aber immer die Frauen selbst. Danke.

(Beifall)

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank, Frau Randzio-Plath. Sie haben uns gezeigt, dass auch kleine Organisationen sehr effektiv helfen können.

Das praktische Beispiel aus diesem Bereich wird uns vorgestellt von einer Referentin mit einem ganz besonderen Lebenslauf, und ich bin sehr froh und stolz, dass sie unserer Einladung gefolgt ist. Ich möchte Ihnen Frau Dr. Vandana Shiva aus Indien vorstellen. Sie ist Physikerin, engagiert sich seit Jahrzehnten als kritische Wissenschaftlerin zu der Frage: Welches Wissen brauchen wir für nachhaltige Entwicklung? Welche Bedeutung haben dabei lokales Wissen und auch die Praxen von Frauen für die ökologische und soziale Praxis von Frauen? Sie hat diese Arbeit in den letzten drei Jahrzehnten so engagiert und mit voller Power durchgeführt, dass sie schon 1993 den alternativen Nobelpreis dafür bekommen hat, kürzlich auch den Friedenspreis und sie ist Mitglied des Club of Romes. Das sind nur einige Stationen ihrer beeindruckenden Biografie. Ich freue mich ganz besonders, dass wir von Ihnen das Beispiel aus Indien vorgestellt bekommen. Danke schön.

(Beifall)

Projektbeispiel: Gesundheit vom Acker - Frauen nutzen ihr Wissen zur Sicherung der Ernährung

Dr. Vandana Shiva - Navdanya, Neu-Delhi, Indien

Da sich diese Konferenz mit ethischen Fragen beschäftigt, die mit Ernährung und Hunger in Verbindung stehen, möchte ich eingangs

feststellen, dass Nahrungsmittel selbst zum Thema geworden sind. Es ist nicht so sehr die Beziehung des Menschen zu Nahrungsmitteln, die Wirkung entfaltet, es sind vielmehr die Nahrungsmittel selbst. Alles auf der Erde benötigt Nahrung, und deshalb sind Nahrungsmittel das Allerwichtigste. Und wenn man sich das Gefüge des Lebens genau ansieht, dann erkennt man, dass das Leben von Nahrung abhängt. Wenn Dinge anfangen schiefzugehen, dann liegt es daran, dass das Gefüge des Lebens gestört ist.

Frauen haben eine besondere Beziehung zur Ethik der Ernährung, denn sie betrachten Nahrungsmittel als Nahrung und nicht als Ware. Es ist schon ein großer Unterschied, ob man Nahrungsmittel als Ware betrachtet oder zuallererst an die Ernährung denkt. Wenn man Nahrungsmittel als Ware betrachtet, dann kann man damit Treibstoff für Autos produzieren. Dann ist es auch egal, ob damit Tiere in fabrikähnlichen Anlagen gefüttert werden, wo heute weltweit ja das meiste Futter eingesetzt wird. Wir haben für Indien einmal berechnet, was passiert, wenn sich die Träume der Futtermittelindustrie erfüllen. Wobei ich dazu sagen muss, dass es sich in Indien ja allein um Hühnerfutter handelt, da für Hindus Kühe heilig sind und für Muslime Schweinefleisch nicht in Frage kommt. Also gibt es keine industriemäßige Haltung von Rindern und Schweinen, sondern lediglich von Geflügel. Aber selbst wenn allein die Geflügelindustrie ihre Träume erfüllen könnte, bliebe in den nächsten zehn Jahren keine Anbaufläche für die menschliche Ernährung übrig. Der Wettbewerb zwischen Nahrungsmitteln für den Menschen, für die Produktion von Biokraftstoffen und für die Viehhaltung wird schärfer, wenn Nahrungsmittel eine Ware sind und damit zum Spekulationsobjekt werden, worauf viele Redner hier schon hingewiesen haben. Das wird nach dem Platzen der Immobilienblase und den

Spekulationen mit nicht gesicherten Hypothekenkrediten sogar noch zunehmen. Wenn man sich anschaut, wie Spekulanten von Immobilien zu Boden und Nahrungsmitteln als den beiden wichtigsten Investitionsobjekten übergewechselt sind und wie das einerseits die Lebensmittelpreise in die Höhe getrieben und andererseits den Landraub angeheizt hat, dann ist völlig klar, dass wir ein neues Denken über Nahrungsmittel brauchen und den Nahrungsmitteln den Warencharakter nehmen müssen.

Für Frauen sind Nahrungsmittel für die Ernährung da; sie bauen selbst Feldfrüchte an, um die Ernährung zu verbessern; die meisten Frauen verarbeiten Nahrungsmittel und das meiste davon wird auch von Frauen auf den Tisch gebracht. Sie wissen, dass es auf die Qualität des Essens ankommt und nicht auf die Quantität. In der Welt der Waren kommt es auf die Menge an. Bei der Ernährung kommt es auf die gesundheitsfördernde Qualität der Nahrungsmittel an.

Wenn Frauen also selbst entscheiden können, bauen sie nahrhafte Hirse an, wie wir es soeben in dem Beispiel aus Orissa gehört haben. Wenn Frauen frei wählen können, ziehen sie großartiges Gemüse und sichern damit ihren Kindern und ihren Familien eine angemessene Ernährung. Wo Nahrungsmittel Ware sind, werden nicht nur mit Nahrungsmitteln Gewinne gemacht, sondern es wird auch der Aufwand für den Anbau von Nahrungsmitteln zur Gewinnerzielung genutzt. Ich halte das für das Hauptproblem. Schließlich lassen sich die meisten Entwicklungen in der industriellen Landwirtschaft auf Kriege zurückführen, seien es die synthetischen Düngemittel oder Pestizide. Manchmal denke ich, was war das nur für ein vergiftetes Denken, das toxische Produkte für die Landwirtschaft hervorgebracht hat. Wobei die wichtigste Frage ja war, wie man das Ganze verkauft. Die Grüne Revolution wird

erzählt als eine Geschichte wachsender Nahrungsmittelproduktion. In Wirklichkeit ging es darum, Chemikalien zu verkaufen, indem man Zwergsorten der Pflanzen züchtet, die im Gegensatz zu den einheimischen Sorten größere Mengen Chemikalien aufnehmen können.

Cornelia hat bereits davon gesprochen, wir haben Berechnungen angestellt, die zeigen, dass sich der Erfolg der Grünen Revolution in Punjab komplett durch die erweiterte Anbaufläche für Weizen und Reis sowie durch mehr Bewässerung erklären lässt. Es waren weder das neue Saatgut noch die neuen Chemikalien, die zum Anstieg geführt haben. Man hätte mit Biolandbau und einheimischem Saatgut dieselben Ertragssteigerungen bei Reis und Weizen erzielt. Der Flächenertrag ist ein äußerst irreführender Indikator. Irreführend deshalb, weil er die Aufwandskosten außer Acht lässt.

In den reichen Industrieländern werden diese hohen Aufwandskosten von den 400 Milliarden Dollar ausgeglichen, mit denen die OECD-Länder die Landwirtschaft subventionieren. Im Süden müssen im Großen und Ganzen die Bauern selbst die Lasten tragen. Wir sehen also die Entstehung einer Negativwirtschaft, wie ich sie nenne, in der die Aufwandskosten höher sind, als was ein Bauer jemals durch den Verkauf seiner Produkte wieder hereinholen kann. Das erklärt ein Phänomen: In der Welt von heute zählen Kleinbauern zu den Hungernden.

In Navdanya experimentieren wir auf Parzellen von einem Acre unter Einsatz geeigneter Flächennutzungsverfahren und ökologischer Systeme. Man kann damit eine fünfköpfige Familie gut ernähren und hat noch einen Überschuss für den Verkauf. Ein durchschnittlicher Grundbesitz von zwei Hektar ist in Indien mehr als ausreichend, vorausgesetzt, die Bauern geben nicht alles

Geld für Chemikalien und teures nicht-vermehrungsfähiges Saatgut aus. Aber was, wenn der Bauer seine Ernte umgehend verkaufen muss, um den aufgenommenen Kredit zurückzuzahlen? Dieser Schuldenkreislauf erklärt, warum heutzutage die Produzenten von Agrargütern die Mehrheit der Hungerigen ausmachen. Wenn wir sie vom Hunger erlösen wollen, müssen wir sie aus der Schuldenfalle holen. Und das geht nur, wenn man auf Biolandbau umsteigt, bei dem die eigenen Ressourcen genutzt werden und die Kosten bei null liegen.

Ein zweites äußerst tragisches Phänomen, das in den letzten 15 Jahren der Handelsglobalisierung und -liberalisierung in Indien zu beobachten ist und das mit den hohen Aufwandskosten zusammenhängt, sind die Selbstmorde unter Bauern. In den letzten 15 Jahren haben sich 250.000 indische Bauern das Leben genommen. Immer waren Schulden der Grund. Die Schulden stammen größtenteils aus den hohen Preisen für Saatgut und Chemikalien. Als Baumwollsaatgut im Zuge der Globalisierung zum Monopol wurde, explodierte der Preis auf 8000 Prozent. Der Einsatz von Pestiziden hat sich verdreizehnfach, was eine Kostensteigerung von 1300 Prozent bedeutet. Mit einem solchen Produktionskostenanstieg kann kein Bauer mithalten.

Dagegen zeigt unsere Arbeit mit Bäuerinnen in Navdanya unter Nutzung der Artenvielfalt, dass man nicht nur die Nahrungsmittelproduktion steigern kann, sondern durch den Umstieg auf Biolandbau sogar die Nettoeinkommen der Bauern verbessern kann. Deshalb verwenden wir nicht mehr den Ertrag pro Flächeneinheit als Kennzahl, sondern Gesundheit pro Flächeneinheit. Bei Nahrungsmitteln geht es um Ernährung, also sagt die pro Flächeneinheit erzeugte gesunde Nahrung mehr aus über die ausgeklügelten Anbausysteme als der Ertrag

eines einzelnen Produkts in einer Monokultur mit hohen Aufwandskosten.

Also versuchen wir es mit sechs Feldfrüchten in meiner Region im Himalaya. Wie Sie wissen, ist der Boden im Himalaya karg, die terrassierten Felder sind klein, es gibt keine Bewässerung, so dass man sich auf die Niederschläge verlassen muss. Die Produktion ist also eher diversifiziert und ökologisch, weniger eine chemische Monokultur. Der Eiweißgehalt beträgt 338 im Vergleich zu 90, bei Betakarotin ist das Verhältnis 2540 zu 24. Bei Eisen ist es 100 zu 38, wobei Eisen lebensnotwendig ist, da Anämie bei Frauen eines der größten Gesundheitsprobleme in der Dritten Welt ist, das wiederum in Verbindung steht mit der Müttersterblichkeit und einer Reihe anderer Dinge. Der Kalziumgehalt, der so wichtig ist für den Knochenaufbau bei Kindern und wichtig für Frauen, um nicht an Osteoporose zu erkranken, beträgt 3420 zu 120. Bei Phosphor sind die Zahlen 6000 zu 2000, bei Magnesium 2000 zu 1000, bei Kalium 4000 zu null. Jeder dieser Stoffe ist aber auch für die Bodenfruchtbarkeit wichtig. Schließlich geht es bei der Grünen Revolution um NPK. Wenn man den NPK-Gehalt nicht über die angebauten Pflanzen wieder anreichert, werden eines Tages die Stickstoffdüngemittel knapp, denn die Ausbeutung fossiler Brennstoffe hat ihren Höhepunkt erreicht. Übrigens werden auch Phosphate knapp.

Die weltweiten Vorräte reichen noch für 20 Jahre. Wenn man also bei Bodenpflege und Ernährung der Menschen nicht radikal umdenkt, werden wir eine ernste Krise der Ernährungssicherheit erleben. Ich könnte Ihnen noch viel mehr Zahlen liefern, aber lassen Sie mich lediglich noch sagen, dass, ausgehend von den konkreten Erfahrungen mit den von Frauen entwickelten Anbaumethoden, übertragen auf den nationalen Maßstab, wir genügend Energie und Kalorien für 2,4 Milliarden Menschen hätten,

genügend Eiweiß für 2,4 Milliarden Menschen und genügend Folsäure für 1,7 Milliarden Schwangere. Das ist das Doppelte der Bevölkerung Indiens.

Auch der IAASTD-Bericht besagt, dass die Ökosysteme mehr produzieren können. Dies betonte auch der UNO-Berichtersteller: Innerhalb von drei Jahren könnten wir die Lebensmittelproduktion mit Hilfe der Agroökologie verdoppeln. Wo liegt dann das Problem? Das Problem ist, dass ein internes Aufwandssystem auf den Bedürfnissen der Natur, der Frauen, der lokalen Gemeinschaften und ihrem Wissen beruht. Ein externes Aufwandssystem basiert auf Unternehmensgewinnen. In der Nahrungsmittelproduktion kann man Unternehmensprofite als Riesenteil des Problems einfach nicht ignorieren. Besonders im Bereich des Saatgutmonopols sehe ich eine große ethische Frage. Das beginnt doch schon mit der Patentierung von Saatgut. Eben erst ist eine Melone mit genetischen Eigenschaften aus Indien patentiert worden. Es gibt eine neue Melonensorte, die nicht genetisch modifiziert wurde. Aber bei den genetisch veränderten Pflanzen gibt es gewaltige ethische Probleme. Das Produktionssystem ist eine solche ethische Frage, ebenso das Verteilungssystem. In der ersten Runde kam ja eine Diskussion über Indien auf, über Indien als Kapitale des Hungers, ein Land mit einem Wirtschaftswachstum von 9 Prozent. Meist wird zwischen beiden Tatsachen keine Verbindung hergestellt. Aber dieselben Prozesse, die in Indien 9 Prozent Wirtschaftswachstum möglich machen, führen auch dazu, dass die Hälfte aller Kinder bei uns fehlernährt sind, dass jeder vierte Inder hungert und jede dritte Inderin schwer unterernährt ist. Der Prozess ist derselbe.

Aus Zeitmangel kann ich nicht ins Detail gehen; vielleicht gibt es in der letzten Podiumsdiskussion über Globalisierung und

Lokalisierung eine Möglichkeit dafür. Da die Globalisierung unser nationales System der allgemeinen und öffentlichen Verteilung von Lebensmitteln zerstört hat, ein System, dessen Ziel die Ernährung der indischen Bevölkerung war, ist unser Anspruch auf Lebensmittel von 178 Kilogramm pro Kopf und Jahr auf 150 Kilogramm pro Kopf und Jahr gesunken. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass heute noch 70 Prozent aller Nahrungsmittel in der Welt von Kleinbauern erzeugt werden.

Die industriemäßige Landwirtschaft liefert nur marginale Mengen, auch wenn immer behauptet wird, dass die Welt von den Großunternehmen ernährt wird und die Kleinbauern das Problem sind. Ein weitere Herausforderung besteht darin, dass nun, nach dem Scheitern der Grünen Revolution in Indien, die unseren Boden und unser Wasser ruiniert, unsere Artenvielfalt zerstört und unsere Bauern in Schulden gestürzt hat, diese Art Landwirtschaft in Gestalt einer Allianz für eine Grüne Revolution in Afrika nach Afrika importiert wird. Dort verfügen die Einheimischen über wertvolles lokales Wissen, und Afrika liefert reiches genetisches Material, das die Welternährung sichern könnte. Stattdessen wird in Südafrika eine Fabrik für Hybridmais gebaut, um jetzt Hybridsaatgut zu propagieren. Jahre später werden dann NROs im Lande unterwegs sein.

Ich habe ein ethisches Problem damit, wie nicht nachhaltige, unproduktive, verschwenderische Systeme der Welt aufgezwungen werden. Ein Thema, das in diesem Zusammenhang kaum eine Rolle spielt, ist die von der Globalisierung geschaffene Wechselbeziehung zwischen unseren Produktionssystemen und Ihren Verteilungssystemen. Deshalb kann man sich nicht einfach hinstellen und sagen, Indien macht dies und jenes, und dabei vergessen, dass Indien von der Welthandelsorganisation (WTO) gezwungen wurde, quantitative Beschränkungen aufzuheben und sich dem

Dumping zu öffnen. Indien wurde gezwungen, seine Patentgesetze zu ändern und die Patentierung von Saatgut zuzulassen, aber all diese unter Druck zustande gekommenen Schritte haben mit Demokratie nichts zu tun. Die WTO versagt, die Verhandlungen kommen nicht von der Stelle, aber in den bilateralen Verhandlungen zwischen den USA und Indien zur Landwirtschaft geht es schnell voran. Und es gibt einen sehr geheimnisumwitterten Freihandelsvertrag zwischen Europa und Indien mit einer Landwirtschaftskomponente, von dem weder die Bürger Europas noch Indiens etwas wissen.

Wenn wir den Nahrungsmitteln ihren Warencharakter nehmen und ihnen wieder ihren Platz in der Ernährung zurückgeben wollen, dann ist der freie Handel ein untaugliches Mittel. Nahrungsmittelsouveränität ist das richtige Instrument im Umgang mit Lebensmitteln, und dabei muss die Souveränität der Frauen im Mittelpunkt stehen, denn Frauen wissen, wie man mit weniger mehr produziert. Sie haben gelernt, in verschiedene Richtungen zu denken, und in ihrem Denken gibt es keine Monokultur. Am wichtigsten ist aber, dass auch heute noch Frauen die Hauptlieferanten von Nahrungsmitteln sind, und es würde sich lohnen, sie zu fragen, wie ihnen das so gut gelingt, denn internationale Agenturen wissen es ganz offensichtlich nicht. Vielen Dank.

(Beifall)

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Ganz herzlichen Dank. Wir haben direkt nach den nächsten zwei Vorträgen die Fragerunde und an der Podiumsdiskussion wird Frau Shiva teilnehmen.

Wir kommen zum dritten Komplex, zur Nachhaltigkeit. Der erste Referent mit einem konzeptionellen Beitrag ist Prof. Dr. Heidhues von der Universität Hohenheim. Er wird über die Bedeutung von Partizipation als Beitrag oder Grund-

lage von Nachhaltigkeit sprechen. Er ist Volkswirt und Agrarökonom und Professor für Agrarökonomie in Entwicklungsländern an der Universität Stuttgart.

Partizipation und lokales Wissen als tragende Elemente der Nachhaltigkeit von Projekten

**Prof. Dr. rer. pol. Dr. h. c. Franz Heidhues
- Universität Hohenheim, Stuttgart**

Vielen Dank, Frau Dr. Shiva. Es ist immer schwierig, nach einem so eloquenten und redengewandten Vortrag zu sprechen. Ich fühle mich zutiefst berührt. Mein Thema ist Partizipation und lokales Wissen als tragende Elemente der Nachhaltigkeit von Entwicklungsprojekten.

(Folie 2)

Kurz zur Übersicht, worüber ich sprechen möchte: einmal die Definition und das Konzept, zweitens die Dimensionen, die wir heute schon mehrfach angesprochen haben. Drittens die Rolle des lokalen Wissens in besonders komplexen Situationen – vielleicht ist „Settings“ der bessere Ausdruck – und Partizipation und Ownership, Ownership im Sinne nicht von Eigentum, sondern sich eine Sache zu eigen zu machen, und Frauen als Trägerinnen zentraler Projektaktivitäten.

(Folie 3)

Woher kommt der Nachhaltigkeitsbegriff? Wenn wir uns über das Konzept Nachhaltigkeit unterhalten, ist es sinnvoll, kurz zurückzublicken. Drei Disziplinen konkurrieren hier und beanspruchen Copyright für den Begriff. Das sind unsere Förster, die sagen: „Das kommt von uns, weil das ein altes Prinzip in der Forstwirtschaft ist. Wir dürfen nur so viel Holz entnehmen, wie nachwächst.“ Die Bodenkundler sagen: „Na ja, wir müssen den Boden erhalten, und das heißt,

wir dürfen keine Landnutzung betreiben, die den Wert – und da könnte man sehr viel zu sagen: Struktur, Ertragsfähigkeit und viele weitere Komponenten – vernichtet, sondern erhält.“ Im Fischfang ist es ähnlich.

(Folie 4)

Die Definition, die gerade im Zusammenhang mit Landnutzung und ländlicher Entwicklung und Landwirtschaft zu finden ist, kommt einmal von der Brundtland Commission, die Sustainable Development eben in dieser Weise definiert hat, und von dem internationalen Agrarforschungsverbund CGIAR, mit dem Technical Advisory Committee, die das so definiert hat, wie es dort angegeben ist. Kernaussage ist, dass Entscheidungen der heutigen Generation die Möglichkeiten zukünftiger Generationen, ihre Lebensbedingungen zu erhalten oder zu verbessern, nicht einschränken dürfen.

Es gibt nun Diskussionen über eine enge Auslegung der Nachhaltigkeit und über eine weitere Auslegung. Das hängt mit Folgendem zusammen: Wenn wir beispielsweise Boden nutzen und Boden abgetragen wird, gleichzeitig aber technischer Fortschritt besteht und Sorten gezüchtet werden, die mit einem geringeren Oberboden auskommen, dann ist die Frage: Ist das noch nachhaltig, wenn ich Boden verbrauche, aber gleichzeitig der technische Fortschritt diesen Bodenverlust kompensiert? Dies ist ja eine Akkumulation von Wissen. Darüber gibt es eine lange Diskussion. Ich überspringe das und komme zur Bedeutung des lokalen Wissens im Zusammenhang der drei Dimensionen.

(Folie 5)

Die ökologische Dimension ist das, was bei der Nutzung von Land und Agrarproduktion häufig im Vordergrund steht und eben bedeutet, die Qualität der natürlichen Ressourcen zu erhalten.

Die ökonomische Diskussion ist heute auch schon mehrfach angesprochen worden. Unsere Erfahrung ist auch aufgrund langer Forschungs-

arbeit, dass die Nutzung der natürlichen Ressourcen wirtschaftlich sein muss. Bauern werden auf Dauer nichts tun, was wirtschaftlich nicht sinnvoll ist. Bauern sind sehr rational und wissen eine Menge darüber, wie sie mit Ressourcen umgehen. Aber dass Bauern etwas machen, was wirtschaftlich zu ihrem Nachteil ist, das gibt es allenfalls einmal über Überraschungseffekte oder Naturkatastrophen.

Aber auch die soziokulturelle Dimension ist wichtig. Wenn Informationen nicht akzeptabel sind, weil vielleicht bestimmte Gebiete Beerdiungsgrund für ihre Ahnen sind, dann können wir noch so gute Innovationen vorschlagen, da niemand etwas tun. Die soziokulturelle Akzeptanz ist eine sehr wichtige Dimension. Man wird häufig gefragt: Welche von den dreien ist denn die wichtigere? Alle drei sind wichtig. Man kann nicht eine auslassen.

(Folie 6)

In dem Versuch, diese drei Dimensionen zusammenzubringen, möchte ich das lokale Wissen betonen und die Partizipation. Beides ist heute schon angesprochen worden. Beides klingt eigentlich ganz einfach, aber es ist komplizierter, als wir denken.

(Folie 7)

Die Bedeutung lokalen Wissens ist besonders wichtig in Regionen, die nicht homogen und nicht relativ einfach strukturiert sind. Wir haben über die Grüne Revolution gesprochen. Die Grüne Revolution hat nicht umsonst dort die höchsten Ertragssteigerungen gebracht, wo die ökologischen Bedingungen recht homogen waren, wo das Paket Bewässerung, Düngemittel, Saatgut und Pflanzenschutz also relativ einheitlich anwendbar war.

(Folie 8)

Wir haben 12, fast 13 Jahre in den Bergdörfern Vietnams und Thailands gearbeitet. Dort funktioniert das nicht. Die Bedingungen sind

sehr unterschiedlich und dort ist dies ohne Berücksichtigung des lokalen Wissens und der Partizipation nicht möglich. Diese Bergregionen sind ökologisch sehr komplex mit höchst empfindlichen Interdependenzen im Wasser-, Boden-, Pflanzen- und Baum-Bereich. Es sind häufig ökonomische Grenzgebiete, Marginalgebiete, die an Märkte nicht angeschlossen sind, und wer weit weg ist von Märkten: Da kommt kein Berater hin, da kommt kein Kredit hin, da kommt kein Saatgut hin, da können Bauern ihre Produkte nicht zum Markt bringen. Die sind einfach marginalisiert.

Und es ist eine Region mit hoher ethnischer Diversität. Es gibt viele ethnische Gruppen und es kommt häufig vor, dass sich die Leute eines Dorfes nicht mit denen eines anderen Dorfes unterhalten können. Ganz abgesehen davon, dass die Hmong ganz andere kulturelle Traditionen haben als die Karen und die Karen andere als die Dao. Und diese unterschiedlichen Ethnien bringen eine solche Komplexität in den Versuch hinein, Innovationen einzuführen, dass man von außen kommend mit Sicherheit hilflos ist. Wenn das Wissen nicht auf lokalem Wissen aufbaut, wird dies schiefgehen und sicherlich nicht dauerhaft oder nachhaltig sein.

(Folie 9)

Sie brauchen also lokales Wissen, und um lokales Wissen einzubauen, brauchen wir neue Kooperationsformen. Der traditionelle Ansatz, wo der Regierungsberater in die Dörfer geht und den Leuten Innovationen, wie Dr. Shiva sagte, verkauft, *sells*, ist sicherlich nicht das, was diesen Situationen gerecht wird. Wir brauchen Partnerschaften, sogenannte Wissenspartnerschaften, wo Bauern und andere Stakeholder in den Gemeinden, in den Kommunen, in den Institutionen, in den Nichtregierungen und wo auch Beratung und Forschung zusammenarbeiten.

(Folie 10)

Der zweite Punkt: Ownership als Voraussetzung für die Nachhaltigkeit von Entwicklungsprojekten. Nur wenn die Menschen ein Projekt zu ihrer eigenen Sache machen, wird es auf Dauer nachhaltig sein. Wir haben häufig davon gesprochen, wieso so viel schiefgegangen ist in der Entwicklungspolitik. Gerade im landwirtschaftlichen Bereich ist viel schiefgegangen: angefangen bei dem Prinzip, die Bevölkerung schon bei der Identifizierung von Problemen mit einzubinden, über die Formulierung der ersten Projektideen und der Entwicklungsaktivitäten bis hin zur Planung und Implementierung. Der Wille, sich eine Sache zu eigen zu machen, zeigt sich an der Bereitschaft, an der Finanzierung mit eigenem Anteil teilzunehmen.

Wir werden gleich in dem Projekt der Welthungerhilfe sehen, dass diese Projekte darauf aufbauen, dass die Menschen vor Ort ihre Arbeit einbringen, dass sie lokales Material einbringen, dass sie ein Training erhalten und bereit sind, diese Pumpe oder um welche kleinen Investitionen es auch immer geht, instandzuhalten und zu überwachen.

(Folie 11)

Partizipation hört sich immer sehr leicht an: Wir gehen in die Dörfer und fragen die Bauern, was sie brauchen, und dann haben wir Partizipation. Weit gefehlt. Einmal hängt es davon ab, in welcher Umgebung wir arbeiten. Wir haben in Vietnam beispielsweise ein institutionelles Umfeld, wo ein früher zentralistisches System mit hierarchischen Strukturen der Partizipation enge Grenzen setzt, was aber von Vietnam häufig nicht so wahrgenommen wurde. Als wir dort ankamen und sagten: „Wir wollen hier partizipatorische Forschungsansätze probieren“, haben die gesagt: „Warum kommen Sie hierher? Wir machen das seit fünfzig Jahren.“ Das ist eine Interpretation von Partizipation, die nicht

so ganz mit unserer übereinstimmt. Partizipation: leicht gesagt, schwieriger getan.

Ein wichtiger Aspekt ist, die Fallstrecke der Partizipation zu vermeiden. Die Ersten, die man normalerweise in Dörfern anspricht, gehören zu den lokalen Eliten. Es kommt darauf an, wirklich an die Armen zu gelangen, also darauf zu achten, wer partizipiert. Häufig sind die Armen abhängig von den Eliten im Dorf, im Arbeitsmarkt, im Saatgutmarkt, im Produktmarkt, und sie sagen nichts, wenn sie angesprochen werden. Wie kann man sicherstellen, dass die Informationen, die wir von den Hmong bekommen – das geht über Übersetzer, manchmal über zwei Übersetzer –, richtig interpretiert werden? Man muss sehr kritisch hinterfragen, Triangulationsmethoden und dergleichen einsetzen, um herauszufinden, in welche Richtung die Haltung und das Denken der lokalen Bevölkerung geht. Wie gesagt: Das ist leichter gesagt als getan.

(Folie 12)

Partizipation ist ein Lernprozess. Das ist nicht von heute auf morgen zu erreichen und erfordert neue institutionelle Strukturen, Umverteilung von Entscheidungszuständigkeiten. Da gibt es Widerstand. Die Leute in Hanoi in der Zentrale, die bisher die Investitionen in ländlichen Gebieten bestimmt haben, müssen Macht aufgeben, und Machtaufgabe heißt meistens auch Einkommensaufgabe, vor allem in weit abgelegenen Regionen. Wer Macht abgibt, gibt auch eine Einkommensquelle ab. Das sind also schwierige Prozesse. Sie erfordern es, dass man mit der entsprechenden Geduld, aber auch Nachdruck daran arbeitet, solche Investitions- und Entscheidungsprozesse umzuverlagern. Das erfordert es, neue administrative Manuals zu verfassen, Zuständigkeiten zu verändern.

Wir haben in der Entwicklungszusammenarbeit lange versucht, Dezentralisierung zu fördern. Dezentralisierung ist in vielen Fällen schief-

gelaufen, nicht wegen der Absicht, sondern deswegen, weil eine Dezentralisierung es auch erfordert, dass die Mittel von der Zentrale auf die dezentrale Entscheidungsinstitution verlagert werden. Häufig heißt das: Steuerhoheit delegieren vom Zentrum in die dezentralen Einheiten. Das alles ist auch in der Partizipation eine Herausforderung und bedeutet, dass Partizipation ein langwieriger und schwieriger Lernprozess ist, der es wirklich wert ist, dass wir ihn verfolgen und dass wir uns darum bemühen, aber den man in seiner Schwierigkeit nicht unterschätzen darf.

(Folie 13)

Zu den Frauen: Ich stimme Frau Randzio-Plath zu; das ist im Grunde eine Wiederholung, was ich sage, aber trotzdem: Wenn wir hören, dass, wenn Männer Gemüse anbauen, dann bedeutet das ein Ausnutzen unternehmerischer Fähigkeiten für das Ausnutzen von Marktpotenzial, und wenn Frauen Gemüse anbauen, dann pflanzen sie ein paar Salatpflanzen in ihrem Garten, dann wird an der Diktion deutlich, dass hier mit einer unterschiedlichen Sichtweise und mit unterschiedlichen Worten gearbeitet wird.

In den 70er-Jahren war Landwirtschaft ein Sektor mit hoher Priorität. Es gab hier eine Weltenbewegung. Die Landwirtschaft hat in der Entwicklungszusammenarbeit beginnend mit den 80er-Jahren bis 2005/2006 an Bedeutung verloren, bis die große Nahrungskrise kam. Man kann fragen: Woran hat das gelegen? Heute ist schon gesagt worden: Die Preise für landwirtschaftliche Produkte waren niedrig. Das ist sicherlich ein Faktor, aber es liegt auch daran, dass diese landwirtschaftliche Projekte, die Kleinbauern mit einbeziehen, schwieriger sind. Es ist einfach schwieriger, ein solches Projekt erfolgreich durchzuführen, als eine Straße zu bauen. Und wenn man die gleichen Maßstäbe an die sehr unterschiedlichen Projekte anlegt, kommen diese kleinbäuerlich orientierten Projekte häufig schlechter weg.

(Folie 14)

Mit anderen Worten: Es ist schwierig, aber die Sache ist es wert. Nachhaltigkeit ist ambitiös, aber möglich. Wir müssen uns nur darum bemühen. Vielen Dank

(Beifall)

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Es wird letztlich auch nicht ohne gehen.

Unser letztes Thema ist vorhin in der Diskussion schon angesprochen worden: Es geht um das Wasser. Unser letzter Referent ist Jörg Heinrich. Er hat Agrarwirtschaft studiert und ist jetzt stellvertretender Regionalgruppenleiter für das östliche und südliche Afrika bei der Welthungerhilfe in Bonn und wird uns Zahlen und Fakten zur Bedeutung von Wasser vorstellen.

(Beifall)

Projektbeispiel: Wasser speichern für Dürrezeiten

Jörg Heinrich · Welthungerhilfe e. V., Bonn

Guten Tag, meine Damen und Herren. Ich bin froh, dass ich hier sein kann, und ich bin froh, dass jemand sagte: Ernährung? Das ist doch auch Wasser, dazu gehört Wasser. Von daher möchte ich Ihnen jetzt ein Projekt der Welthungerhilfe vorstellen, wo es nicht nur um Wasser geht, auch um Landwirtschaft. Wir versuchen Projekte auch zu verbinden, verschiedene Komponenten zu verbinden, weil sie zusammengehören.

(Folie 1)

Ich bin mir ziemlich sicher, dass alle von Ihnen den Wasserhahn aufgemacht haben und da kam Wasser raus. Das war ganz einfach und das Wasser ist sauber und wunderbar. Das ist aber leider nicht überall so.

(Folie 2)

Fast die Hälfte aller Haushalte in Afrika brauchen mehr als 30 Minuten zum Wasserholen. Teilweise laufen in Afrika die Frauen über 10 Kilometer, um mit einem Eimer Wasser zurückzukommen. Wenn sie Glück haben, haben sie einen Esel, der ihnen noch mehr Wasser trägt, aber dadurch wird der Zeitaufwand nicht unbedingt weniger. Und was noch schlimmer ist: In vielen Fällen ist das Wasser verschmutzt, mit Krankheitserregern belastet, und weltweit – nicht nur in Afrika – sterben jährlich 1,9 Millionen Menschen an Durchfallerkrankungen, die auf unzureichende Wasserzuführung zurückzuführen sind. Die Welthungerhilfe will mehr als die bisher erst 10 Prozent der Wasserressourcen in Afrika entwickeln, und das nicht nur aus humanitären Gesichtspunkten, sondern es hat sich gezeigt, dass es höchst kosteneffektiv ist, diese Wasserressourcen zu entwickeln, denn dann braucht man nicht so viel Geld für Medikamente auszugeben. Dann brauchen die Leute nicht ihren ganzen Tag damit zu verbringen, Wasser zu holen, sondern können auch produktiv arbeiten. Um Ihnen das zu zeigen, bin ich auch heute hierhergekommen.

(Folie 3)

Ich werde kurz auf die Rahmenbedingungen in Kenia eingehen, auf die Ziele, die wir verfolgen, Strategien und werde dann anhand von diversen Bildbeispielen zeigen, wie wir unsere Projekte durchführen.

(Folie 4)

In Kenia ist es – wie weltweit auch – leider so, dass der Klimawandel einen erheblichen Einfluss hat, was gerade in Grenzstandorten, wo sowieso nicht so viel Niederschlag fällt, häufig zu Dürren geführt hat und immer häufiger zu Dürren führt. Lediglich 40 Prozent der ländlichen Bevölkerung haben überhaupt Zugang zu Trinkwasser, und nur 20 Prozent verfügen über akzeptable Toiletten. Wir haben gesehen, dass

es nicht nur das Trinkwasser ist, das eine wichtige Rolle spielt, wenn man von Durchfallerkrankungen redet, sondern es ist auch die Entsorgung, das Sanitation-Problem, weshalb wir das in unseren Projekten auch berücksichtigen. 50 Prozent der Krankheiten und 10 Prozent der Todesfälle sind auf verunreinigtes Wasser zurückzuführen.

(Folie 5)

Unsere Programmziele sind daher zunächst die akute Versorgung der Bedürftigen bzw. alle Menschen brauchen Trinkwasser. Wir sehen zu, dass wir die akute Versorgung sicherstellen. In Nothilfeinsätzen, bei Dürre, machen wir zum Beispiel *water tankering*, bringen das Wasser in Lkws zu den Menschen, aber wir setzen eigentlich eher auf eine langfristige Sicherung der Wasserbereitstellung, und wir nennen das auch Dürreprävention, indem wir verschiedene Maßnahmen, zu denen ich gleich komme, bereitstellen. Wir möchten langfristig die Lebensbedingungen der Menschen durch eine nachhaltige Versorgung sichern, denn es ist nicht nur ein humanitärer Aspekt, es ist die Würde des Menschen. Wenn ich morgens den Wasserhahn aufdrehe und das selbstverständlich finde, dann ist das gut. Dann ist das für mich normal. Aber kein Trinkwasser zu haben, das entspricht nicht einem würdigen Leben.

(Folie 6)

Unsere Strategien dabei sind: Wir setzen auf arbeitsintensive Methoden, auf *food for work*, wenn es mit einer akuten Dürre zusammenkommt, wo die Leute auch nichts zu essen haben, bzw. auf *cash for work*, um *cash* in gewisse Regionen zu bringen, weil wir festgestellt haben, dass durch *cash* Investitionen getätigt und dann wirtschaftliche Impulse gesetzt werden. Was sehr wichtig ist, Herr Professor Heidhues hat viel darüber gesagt: das konsequente Einbinden der Gemeinden bereits bei der Planung, aber auch bei der Implementierung, bei der

Durchführung und hinterher beim Monitoring. Was ist da schiefgelaufen? Was können wir besser machen? Das ist ganz wichtig, um Nachhaltigkeit zu erreichen und um ein Ownership an den Maßnahmen, die getätigt werden, zu erreichen.

Wir berücksichtigen in allen unseren Projekten, gerade in Kenia, eine HIV Aids Awareness Creation. Wir berücksichtigen die Aspekte des Gender, wir berücksichtigen *do-no-harm*-Gedanken, Good Governance und soweit möglich auch die Demokratieförderung. Langfristig möchten wir einkommensschaffende Maßnahmen schaffen und wir hoffen durch unsere Arbeit auch das Management der natürlichen Ressourcen zu verbessern.

(Folie 7)

So sieht es aus, wenn eine Frau, die zum Beispiel 10 Kilometer gelaufen ist und, wie häufig der Fall, in einem ausgetrockneten Flussbett ankommt, dieses Wasser holt. Wir sehen Exkremente von Tieren. Das verheißt nichts Gutes. Es kann sein, dass die Frau das Wasser nach Hause bringt. Sie hat vielleicht keine Möglichkeiten, es zu reinigen. Dann wird es so getrunken, wie es da ist. Dann haben Sie das Problem, dass die Kinder krank werden, die ganze Familie krank wird, möglicherweise sterben sie.

(Folie 8)

Man kann das Problem zum Beispiel mit Flachbrunnen lösen. Diese Flachbrunnen werden zunächst geplant und in Abstimmung mit der Bevölkerung werden geeignete Stellen ausfindig gemacht. Die Löcher werden von der Bevölkerung gegraben, der Zement wird von der Bevölkerung gemischt und dann in diese vorgefertigten Ringe gegossen, um sie dann hinterher einzusetzen und den Flachbrunnen fertigzustellen.

(Folie 9)

Dann kommen diese Pumpen darauf.

(Folie 10)

Was auch wichtig ist, auch eine Eigenleistung der Bevölkerung, ganz wichtig: Da muss ein Zaun herum. Sonst kommen die Tiere gleich wieder rein und verunreinigen das Wasser. Dieser Esel wartet auf das Wasser, was überläuft, damit er auch davon profitieren kann.

(Folie 11)

Ein weiteres wichtiges System: Regenwasser. Regenwasser kann gut über sogenannte Rock Catchments aufgefangen werden. Das sind riesige Felsen, vielleicht einen Hektar oder einen halben Hektar groß. Unten werden Mäuerchen herumgezogen, dann fällt der Regen auf den Felsen, wird gesammelt, gelangt in ein Reservoir, läuft durch einen Filter, durch ein Rohr in Tanks, die meist 150 Kubikmeter fassen, und am Ende befindet sich ein Wasserkiosk, wo das Wasser an die Menschen verkauft wird.

(Folie 12)

Da sieht dann ungefähr so aus: Das ist dieser Filter, da sind die Rohre und da sind die Tanks, das ist jetzt gerade in der Trockenzeit. In der Regenzeit füllt sich das schnell an. Der erste Regen muss abgelassen werden, damit der Felsregenfang gesäubert wird, und erst danach kann das Wasser genutzt werden.

(Folie 13)

Die Menschen liefern den Sand.

(Folie 14)

Die Welthungerhilfe liefert einiges an Geld, was für das Projekt notwendig ist, aber den eigentlichen Schotter liefern auch die Menschen.

(Folie 15)

Sie helfen unseren Technikern bei der Armierung des Fundaments. Hier sieht man den Aufbau eines Tanks. Das ist das Fundament.

(Folie 16)

Das sind die Tankwandungen, die gebaut werden. Die Welthungerhilfe bringt die Techniker, und die normale Arbeitskraft – denn die ist vorhanden – wird normalerweise von der ansässigen Bevölkerung geleistet.

(Folie 17)

Letztlich erhalten alle Tanks einen Deckel mit einer Revisionsöffnung, damit man den Tank von innen reinigen kann. Wir messen die Qualität des Trinkwassers; dann kann man das Trinkwasser, falls es belastet ist, mit Chlor reinigen.

(Folie 18)

Es werden auch Wasserleitungen verlegt. Hier sieht man, dass der Graben schon gegraben wurde.

(Folie 19)

Die Wasserleitungen werden von uns bezahlt, aber gebracht werden sie von der Bevölkerung.

(Folie 20)

Ganz wichtig – und das ist ein Knackpunkt, wenn es um Ownership, Partizipation und Nachhaltigkeit geht: Alle diese Bauwerke haben Wasserkioske am Ende. Dort wird das Wasser verkauft. Ein Kanister kostet 1 Eurocent, wenn er voll ist. Dieses Geld wird von einem Komitee gesammelt und benutzt, um hinterher an den Bauwerken Reparaturen, die notwendig sind, durchzuführen. Was wir auch schon erlebt haben: Wenn keine Reparaturen notwendig sind, kann die Bevölkerung damit selbstständig neue Maßnahmen planen, kann zum Beispiel weitere Wasserleitungen verlegen oder sonstige Dinge tun. Darauf haben wir keinen Einfluss mehr. Es kann sein, dass sie damit eine Schule bauen. Das ist die Entscheidung des Wasserkomitees.

(Folie 21)

Eine andere Methode ist, Dachregenfänge an Schulen zu bauen. Das sieht dann so aus: Statt

eines großen Felsens haben wir Wellblechdächer. Das Wasser, also der Regen kommt, geht über die Dachrinnen in einen Tank und wird dort gesammelt. Anstatt dass die Schülerinnen und Schüler ihr Wasser mit zur Schule bringen, bekommen sie ihr Wasser in dem Falle gratis an der Schule. Das hat nicht nur dazu geführt, dass die Schüler gesünder sind, dass sie Wasser haben. Das hat auch dazu geführt, dass mehr Schülerinnen und Schüler überhaupt zur Schule kommen, weil sie nämlich sonst möglicherweise für ihre Familien Wasser holen müssten.

Wir benutzen diese Bauwerke auch, um Aufklärung zu betreiben. Das ist ein anderer wichtiger Punkt, wenn es um Bildung und Nachhaltigkeit geht: Wir klären auf, in diesem Fall über die Zusammenhänge von sauberem Wasser und Durchfallerkrankungen.

(Folie 22)

Ich hatte eingangs gesagt: Es ist nicht nur die Wasserversorgung, sondern es ist auch die Entsorgung, es ist der Umgang mit Hygiene im Allgemeinen. Deshalb haben wir oft an Schulen auch ein Latrinenprogramm. Das heißt, wir bauen diese Latrinen und klären auch – in diesem Fall *the five F's of cholera transmission* – darüber auf, wie wichtig die Einhaltung von Hygienevorschriften ist, um die Familiengesundheit zu garantieren und dadurch auch die Arbeitskräfte in der Familie zu erhalten.

(Folie 23)

Wichtig ist nicht nur die Aufklärung an den Schulen, sondern auch in zum Beispiel Theatergruppen oder in Sitzungen mit der Bevölkerung, wie hier in einem Rollenspiel, wo wir über das Wasserholen, die Aspekte des Wassers informieren, wo die Leute sich untereinander aufklären, was es mit Wassermanagement auf sich hat. Das ist einer der wesentlichen Aspekte, wie wir die Nachhaltigkeit bei der Trinkwasserversorgung sicherstellen.

Heute ging es sehr viel Ernährung; ich habe hauptsächlich über Trinkwasser gesprochen. Wasser hat eine wesentliche Bedeutung. 70 Prozent des Wasservorkommens werden in der Landwirtschaft verbraucht, 20 Prozent in der Industrie und 10 Prozent im häuslichen Bereich. In Afrika sind viele Wasserressourcen noch unterentwickelt. Es besteht ein großes Potenzial, diese Wasserressourcen weiterzuentwickeln. Staatliche Systeme werden kaum in der Lage sein, sämtliche Ressourcen, die dort mobilisiert werden können, aufrechtzuerhalten.

Die Welthungerhilfe wird nächstes Jahr 50. Ich will das nicht feiern, denn letztlich ist es richtig: Es wäre schön, wenn wir uns überflüssig machen könnten. Aber wenn wir realistisch sind, dann glaube ich nicht daran. Die Welthungerhilfe hat in bestimmten Ländern wie zum Beispiel Angola ihr Programm abgeschlossen, nachdem der Bürgerkrieg dort zu Ende war und man gesehen hat: Angola kann sich aus eigener Kraft helfen, wir haben Hilfe zur Selbsthilfe geleistet, das hat funktioniert, wir haben unser Programm geschlossen. Aber gleichzeitig bricht im Sudan ein Konflikt aus und irgendwo ist ein Erdbeben. Solche Dinge wird es immer geben. Insofern sehe ich auch unserer Zukunft entgegen und glaube nicht, dass wir demnächst nicht mehr existieren werden. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank, Herr Heinrich. Ich danke auch Ihnen alle, dass Sie jetzt so ruhig zugehört haben. Erst jetzt treten wir in die Phase Ihrer Partizipation ein, Ihrer Fragen. Aber bevor wir das tun, erlauben Sie mir noch zwei Bemerkungen. Ich hatte am Anfang darauf hingewiesen, dass es eben auch darum gehen soll, anhand von konkreten und praktischen Beispielen vielleicht so etwas wie Normen und Kriterien für ethisches Handeln in

diesem Bereich zu entwickeln. Denn als Ethikrat ist es eigentlich das, wonach wir hier suchen und was auch unser Interesse ist. Ohne dass ich das systematisieren könnte, habe ich mir etwas aufgeschrieben. Ganz wichtige Punkte sind natürlich, ausgehend von den Bedürfnissen, Rechten und Potenzialen der Menschen, die Lokalität und die lokalen Bedingungen zu berücksichtigen, das Vorgehen gemeinsam zu entwickeln, statt etwas aufzuoktroieren, also der *bottom-up approach*, Empowerment. Es sind sozialethische Kriterien, die die Beziehungen zwischen Menschen beschreiben.

Aber das ist nur die eine Dimension. Die andere Dimension hat vor allen Dingen Frau Shiva hier eingebracht: Das ist die Beziehung zwischen Mensch und Natur, die natürlich genauso eine wichtige Rolle spielt, die Wahrnehmung, und das am Beispiel des Lebensmittels: Sehen wir es als Wirtschaftsgut, als Commodity an oder sehen wir es als Nahrung, Nutrition oder als Lebens-Mittel, als Mittel zum Leben im engeren Sinne an? Im Deutschen ist das ja auch ein ganz schönes Wort. Das sind erste Fundstücke, Bruchstücke, die wir weiterverwenden können in der Diskussion. Aber jetzt bitte ich die Referenten auf das Podium, damit wir Ihre Fragen entgegennehmen und diskutieren können.

Tim Richter: Tim Richter, ich studiere an der Universität Jena Angewandte Ethik. Wir beschäftigen uns viel mit Konfliktmanagement und ich sehe einen starken Konflikt in der internationalen Kommunikation zwischen den Ländern. Von daher ist meine Frage: Wie sehr brauchen wir eine internationale Vereinigung, die auch rechtlich gegen Länder vorgehen kann, sanktionieren kann, wenn zum Beispiel gewisse Forderungen nicht eingehalten werden? So etwas wie eine Weltorganisation für Welt-ernährung oder so etwas in der Art.

Jürgen Schmude [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Jürgen Schmude, Mitglied des deutschen Ethikrates. Zwei Fragen. Erstens:

Man liest oft, wo das demokratische System in einem Land in Ordnung ist und funktioniert, gibt es normalerweise keine Hungersnot. Trifft das zu? Wie weit trifft es zu? Zweitens: Wenn man mit dem Bemühen um Hilfeleistung auf Schwierigkeiten trifft, die in einem autoritären korrupten System liegen oder in kulturellen Besonderheiten, etwa starke Benachteiligung der Frau, Benachteiligung ärmerer Schichten oder auch örtliche Machtstrukturen, welche Kompromisse sind dabei noch zulässig und wo hört es auf? Wo beginnt der Versuch um Hilfe sinnlos zu werden?

Frau Dr. Parto Teherani-Krönner [Humboldt-Universität]: Mein Name ist Parto Teherani-Krönner, Humboldt-Universität, Landwirtschaftlich-gärtnerische Fakultät. Herzlichen Dank für die Organisation einer so wunderbaren Tagung mit sehr viel Konfliktpotenzial. Ich habe einige Fragen und würde gern beginnen mit Frau Randzio-Plath. Ich finde es wunderbar, dass Sie solche Projekte fördern. Aber was machen wir mit der Fraueninitiative, die eine Hühnerzucht zustande gebracht hat, wenn die EU ihre Hühnerreste nach Afrika exportiert? Wo müssen wir da vielleicht handeln? Dann fand ich es schön, dass Sie die einzige Referentin sind, die den Begriff „Bäuerin“ auch wirklich anwendet. Alle sprechen zwar über Frauen in der Landwirtschaft, aber selten wird dann, wenn es um Kleinbäuerinnen geht, auch wirklich der Begriff benutzt, sondern dann ist es doch wieder „Kleinbauer“. Es wäre schön, wenn das in der deutschen Sprache stärker berücksichtigt wird.

Dann möchte ich zu Herrn Heidhues gern sagen: Die Prinzipien der Partizipation, die Sie erwähnt haben, und wie schwierig es ist, wirklich an die ärmere Bevölkerung ranzukommen, wären gut aufgehoben, wenn sie auf internationaler Ebene Anwendung finden. Nämlich: Die Mächtigen müssen Macht abgeben, auch ökonomische Macht. Und da, glaube ich, haben wir große Schwierigkeiten und das wäre eine wichtige

Aufgabe des Ethikrats, dort ein Stück weit mit dazu beizutragen, dass demokratische Strukturen international stärker Berücksichtigung finden, sodass wir eine Chance hätten, lokal wirksam zu werden.

Vielleicht noch einmal: Warum hat die Entwicklungspolitik den ländlichen Raum vernachlässigt? Auch da glaube ich, ist es zu kurz gegriffen, wenn wir einfach nur denken, es ist schwierig, an diese Menschen ranzukommen. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir zu folgender Annahme gekommen sind: Wir haben eine Überproduktion in der Landwirtschaft, und zwar bei den OECD-Ländern, von denen wir gehört haben, dass sie stark subventionieren, und dementsprechend war das einfach nur eine Strategie. Der Weltagrarmarkt konnte so viel produzieren, dass man gedacht hat: Wir haben ja genug, wir müssen es nur exportieren. Daher hat man nicht auf Ernährungssouveränität gesetzt, sondern auf weite Strecken ist es eine Problematik der Agrarökonomie, die das mit unterstützt hat. Es wäre gut, wenn wir kritischer mit der Agrarökonomie umgehen.

Am letzten Beispiel hat mir die Idee mit dem Wasser durchaus gefallen, aber bei dem lokalen Wissen hat mir etwas gefehlt: Die Techniker sind wiederum die, die aus dem Westen kommen, und die Drecksarbeit haben immer schon die Leute vor Ort gemacht. Das hat mir in der Tat gefehlt: dass lokale Technologie angewandt wird, dass das lokale Wissen zum Vorschein kommt. Vielleicht müssten Sie einfach Ihre Bilder etwas redigieren oder vielleicht neue wählen, damit das nicht so auffällt, denn die Frauen haben wahrscheinlich exportierte Rohre getragen und auch die Technik war nicht sehr lokal.

Prof. Dr. h. c. Christa Randzio-Plath [Marie-Schlei-Verein e. V., Hamburg]: Die Frauen, die diese Projekte betreiben, müssen natürlich immer mit den Weltmarktbedingungen rechnen, haben aber immer die Hoffnung, dass der Worst

Case niemals eintritt. Wir haben selbst die Erfahrung mit Gemüseanbau in Afrika gemacht und die Produkte, die die Frauen hergestellt haben, waren wirklich erste Qualität. Ich kam dahin und da saßen die Frauen und weinten. Denn das, was mit den Hühnerbeinen oder den Hühnerüberresten passiert ist, war mit ihren Zwiebeln und ihrem Gemüse passiert: Niederländische Produkte hatten die Märkte überschwemmt und insofern waren sie nicht konkurrenzfähig. Da gibt es nur das, dass auf der einen Seite die Agrarpolitik der Europäischen Union geändert wird und dass vor allen Dingen auch die Europäische Union und die Mitgliedstaaten das Kohärenzgebot im Lissabon-Vertrag beachten. Das besagt, dass die anderen Politiken auch den Zielen der Entwicklung dienen müssen. Ich denke, das ist eine Herausforderung, der endlich einmal begegnet werden muss. Das sind sonst wirklich nur Sonntagsreden.

(Beifall)

Jörg Heinrich [Welthungerhilfe e. V., Bonn]: Wenn ich das richtig verstanden habe, war es so, dass die Frauen die Rohre transportieren. Das Bild zeigt, wie eine Frau die Rohre transportiert. Das liegt daran, dass Wasser in Afrika Frauensache ist und dass insbesondere die Frauen diejenigen sind, die ein Interesse daran haben, dass dieses System funktioniert. Die Frauen sind auch diejenigen, die die größte Bereitschaft haben, sich einzusetzen, um an den Arbeiten teilzunehmen, stärker als die Männer. Das ist gut so. Denn Wasser ist Frauensache und die Frauen transportieren nicht nur die Rohre und sind in den Wasserkomitees, sondern sie sind auch diejenigen, die den Wasserpfennig einsammeln, und diejenigen, die das Konto verwalten. Und dadurch, dass die Frauen diesen ganzen Sektor Wasser in der Hand haben und nicht ein Mann das Konto kontrolliert und das Geld möglicherweise

nimmt, um mit seinen Freunden in die Kneipe zu gehen, deswegen ist das auch gut so.

Die Techniker – okay. Bei den Technikern mache ich Abstriche. Das sind zum Teil auch Männer, das sind natürlich nicht nur Frauen. Letztlich profitieren von diesem Wasser natürlich Frauen und Männer. Es sind viele lokale Techniker, die Techniker aus Europa. Das hatte ich ein bisschen anders verstanden. Aber auch da kann ich was zu sagen. Die Strategie der Welthungerhilfe ist, lokale Techniker auszubilden. Wir versuchen unseren internationalen Staff wenn möglich eher zu verringern. Wir sind keine Personalentsendeorganisation. Wir versuchen lokale Techniker auszubilden. Zum Teil ist es das Steuersystem, was für uns auch die Entsendung von Expatriates, also von entsandten Fachkräften wesentlich verteuert, weshalb wir im Grunde gezwungen sind, lokale Techniker einzusetzen. Das gelingt uns auch immer besser.

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Hier geht es sozusagen um den Export von Geschlechterhierarchien. Und genau zu diesem Punkt wollten Frau Shiva und Frau Füllkrug-Weitzel etwas sagen.

Cornelia Füllkrug-Weitzel [Brot für die Welt, Stuttgart]: Mein Beitrag war nicht zur Frage der Geschlechterhierarchie, die transportiert wird, sondern ich hatte die Frage noch etwas radikaler verstanden: Gilt es nicht auch die lokalen oder regionalen Technologien stärker wieder in den Mittelpunkt zu stellen und nicht nur eigene Technologie zu importieren? Das mit den Frauen spielte auch eine Rolle, aber das sind zwei verschiedene Aspekte. Ich würde gern zu dem Erstgenannten etwas sagen. Natürlich hat es über zu viele Jahrzehnte eine Entwertung eigenen lokalen Wissens, lokalen Saatguts und lokaler Technologien gegeben. Das gab es jedoch nicht überall in sehr starkem Maße, das muss man ganz klar sagen. Insofern kann man vielleicht nicht ohne weiteres einfach dort

anknüpfen. Ziel müsste es aber sein, den Menschen ihr Selbstbewusstsein zurückzugeben oder es ihnen zu lassen, dass sie selbst zum großen Teil wissen, was an ihrem Standort, an ihrem Boden gut ist, wie man Wasser gewinnt usw.

Ich will es nicht romantisieren nach dem Motto: Vor hundert Jahren war alles besser. Das wäre sicherlich verfehlt. Es ist auch viel Wissen notwendig, aber die kleinbäuerlichen Familien in Afrika, Asien und Lateinamerika haben Jahrzehnte immer neuer Beratungswellen hinter sich gebracht mit den neuesten Clous, die in irgendwelchen Büros in New York, London oder sonst wo ausgedacht wurden. Das hat zu einer enormen Entwertung, Entmündigung und Entwürdigung geführt und dazu, dass vieles verloren gegangen ist.

Wir haben ein Projekt, das inzwischen zu einer gigantischen Bewegung geworden ist. Es heißt: „Von Bauer zu Bauer“ und hat von Mittelamerika nun auch auf Lateinamerika übergreifen. Da ist der Grundansatz, zu sagen: Es kommt darauf an, den Bauern wieder das Selbstvertrauen zurückzugeben, dass sie die ersten Forscher der landwirtschaftlichen Forschung sind und dass sie selbst am besten durch *trial and error* ausprobieren können und ein Stück weit Unterstützung erhalten, aber nicht als Zentrum, sondern als Ergänzung, um zu erforschen: Was sind die Bodenbedingungen und die Klimabedingungen usw.? Die sind ja manchmal tatsächlich von Quadratmeter zu Quadratmeter, von Hektar zu Hektar völlig unterschiedlicher Art. Wir wollen sie ermutigen, darauf auszuprobieren, was das geeignetste Saatgut ist von den traditionellen Saatsorten, wie wäre die Fruchtfolge usw., unter den konkreten Bedingungen? Die Bauern, die das ausprobiert haben, versuchen dann ihre Nachbarn mit einzubeziehen, ihr Dorf mit einbeziehen. Das Dorf versucht es auf das nächste Dorf als Anregung mitzubringen. Und es gibt nur eine minimale landwirtschaftliche Beratung

dabei, einige Inputs. Im Zentrum aber – und das versuchte ich in meinem Beitrag vorhin zu sagen – stehen die Menschen mit ihren Fähigkeiten, die viel zu lange unterschätzt worden sind, und auch mit den traditionellen Technologien.

Wie gesagt, es geht nicht um das Romantisieren, sondern darum, landwirtschaftliche Forschung in den verschiedenen Regionen zu unterstützen. Es darf aber keine landwirtschaftliche Forschung sein, die Ableger einer Forschungseinrichtung von sonst wo ist, sondern es muss eine Kooperation geben, bei der die lokalen Forschungskapazitäten durch internationale Forschungsinstitute unterstützt werden. Vielleicht ist dann der Moment gekommen, wo ein Wissenstransfer in beide Richtungen geht. Denn ich glaube nicht, dass wir mit gutem Recht sagen können, dass irgendeiner in den Industrieländern, in den Forschungsinstitutionen den Stein des Weisen gefunden hat und diese Lösung die überall richtige und gültige ist. Wissen muss zusammenkommen und das lokale Wissen muss ernst genommen werden.

Dr. Vandana Shiva [Navdanya, Neu-Delhi, Indien]: Ich würde gern auf einige der Anmerkungen und Fragen eingehen. Eine Frage war ja: Brauchen wir eine internationale Vereinigung für Welternährung, die Ernährungsstandards durchsetzt und Konflikte verhindern hilft? Die Konflikte rühren doch daher, dass Nahrungsmittel, die der Gemeinschaft und den lokalen demokratischen Strukturen zustehen, Objekte des Welthandels geworden sind. Alle Konflikte um Nahrungsmittel resultieren aus Entscheidungen der Welthandelsorganisation. Den Kommunen und Ländern werden ihre Entscheidungen im Bereich der Nahrungsgüter vorgeschrieben. Dieser Fehler muss meiner Ansicht nach korrigiert werden.

Heute morgen ging es in der Diskussion um Subsidiarität. Wir brauchen im Ernährungssektor

unbedingt Subsidiarität. Es wurde auch gefragt, wie es mit dem Hunger in demokratischen Systemen aussieht. In einer echten Demokratie gibt es keinen Hunger. Darüber hat schon Amartya Sen geschrieben, als er die Hungersnot in Bengalen untersuchte, die ausbrach, als der Imperialismus unsere Demokratie zerstört hatte und der in unserem Land angebaute Reis exportiert wurde. Dasselbe erleben wir heute wieder, weshalb ich meine, dass wir uns noch einmal mit dem Begriff „freie Marktwirtschaft“ beschäftigen sollten. Freie Märkte untergraben die Demokratie; sie schaffen keine Demokratie. Wir haben das im Agrarsektor in Indien erlebt, wo eine Gruppe von Unternehmen ein Monopol bei Entscheidungen über Saatgut hat; Entscheidungen über Nahrungsgüter sind das Monopol einer anderen Gruppe von Handelsunternehmen, und der Einzelhandel, der ja direkt in die Produktion eingreift, ist das Monopol einer Gruppe von Einzelhandelsriesen.

Lokale Gemeinschaften, Bauern und Frauen verlieren ihre demokratischen Rechte, ebenso das Parlament und die Regionalregierungen. Da finden Tag für Tag ernsthafte Kämpfe statt. Wirkliche Demokratie auch im Bereich der Nahrungsmittel würde sowohl Hunger als auch Mangelernährung in den reichen Ländern verhindern. Schließlich ruiniert niemand bewusst seine Gesundheit mit ungesundem Essen. Nur wenn Junk Food über die Werbung und über die Liberalisierung des Handels aufgenötigt wird, werden Menschen zu Opfern schlechter Nahrungsmittel, schlechter Ernährung und unzureichender Versorgung.

Was die Frage nach der Vernachlässigung der ländlichen Gebiete und ihrer Entwicklung angeht, so bin ich nicht der Meinung, dass hier das Problem liegt. Ländliche Gebiete leiden nicht unter zu wenig Entwicklung, sondern unter der falschen. Die Frauen dort sind äußerst verärgert. Sie erzählen, dass Experten ins Dorf

kamen und sagten: „Verwendet Kunstdünger, baut einen Rohrbrunnen, nehmt reichlich Wasser.“ Jetzt sind dieselben Experten wieder da und sagen nun: „Verwendet keinen Kunstdünger und baut keine Rohrbrunnen.“ Warum können die sich nicht entscheiden? Das eigentliche Problem ist nicht so sehr Vernachlässigung, sondern das falsche Rezept.

In einem Beitrag wurde auf Dumping hingewiesen, und ich meine, dass es das tatsächlich gibt. Aber das hat nichts mit einer Überschussproduktion von Nahrungsmitteln in Europa zu tun. Es hat etwas zu tun mit der Überschussproduktion von Waren in Europa. Europa ist ja bei der Versorgung mit Lebensmitteln nicht autark. 60 Prozent oder mehr der benötigten Lebensmittel werden aus anderen Teilen der Welt importiert. Dort führt das zum Druck auf die Anbauflächen, wodurch die Menschen vor Ort um ihre Nahrung gebracht werden.

(Beifall)

Wir wissen ja, dass die Butterberge und Milchseen den europäischen Landwirten ebenfalls zu schaffen machen. Sie sehen sich gezwungen, Milch zu Preisen unterhalb der Gestehungskosten zu verkaufen. Ich meine deshalb, dass wir uns der Sache systemseitig nähern müssen und uns bewusst machen, wie dysfunktional die Nahrungsgüterbranche geworden ist. Repariert werden muss jede einzelne Ebene, wo etwas nicht mehr funktioniert.

(Beifall)

Franz Heidhues [Universität Hohenheim, Stuttgart]: Zur Frage zu lokalem Wissen: Ist lokales Wissen begrenzt? Ja, natürlich. Das ist begrenzt, aber trotzdem können wir nicht auf das lokale Wissen verzichten. Was wir brauchen, sind Wissenspartnerschaften, wo aufbauend auf der Kenntnis der lokalen Situation und des Einbindens lokalen Wissens Wissen-

schaft und Beratung und Institution dazu beitragen können, das Produktionspotenzial zu erweitern und die Grenzen nach außen zu verschieben. Darum geht es: um Wissenspartnerschaften und nicht um einen Top-down-Ansatz, wo Forscher bestimmen, was das Problem ist, die Lösung ist und dann eine Lösung empfehlen, die von den Bauern überhaupt nicht verstanden wird. Deshalb der Begriff Wissenspartnerschaft.

Dr. rer. soc. Martin Bröckelmann-Simon [Misereor e. V., Aachen]: Ich möchte gern etwas zum Thema Partizipation sagen oder wie wir es nennen würden: „der Mensch im Mittelpunkt“ und vielleicht auf eine sehr lesenswerte Studie der Weltbank aus dem Jahr 2000, glaube ich, verweisen. Sie heißt: *Voices of the Poor – can anyone hear us?* Das sind authentische Zeugnisse, Stellungnahmen von Menschen in Armutssituationen, die beschreiben, was ihr Problem dabei ist, arm zu sein oder zu dieser Kategorie zu gehören. Es ist eben nicht nur die Frage von materieller Armut, sondern auch die Frage: Wie wird damit umgegangen? Wie wird das Problem Armut aufgegriffen? Ganz entscheidend und in der Tat auch ein ethisches Problem ist: Wie werden die Armen betrachtet? Sind sie hilflos? Sind sie Objekte der Zuwendung oder werden sie tatsächlich als Ausgangspunkt und Ursprung der Lösung verstanden? Das ist ein Prinzip, das wir auch aus unserer eigenen Sozialarbeit hier in Deutschland kennen. Das ist kein Problem des Südens, wie ohnehin das Thema Armut, vielleicht sogar auch in manchen Stellen zumindest Hunger, die gesamte Dritte Welt keine geografische Kategorie mehr ist, sondern eine soziale.

(Beifall)

Wir finden in den hochentwickelten reichen Ländern Armutssituationen, die nach Aufmerksamkeit schreien und die Zuwendung brauchen, genauso wie wir in Ländern des Südens extreme, unerträgliche Reichtumssituationen finden,

mit denen man umgehen muss. Deswegen will ich an dieser Stelle etwas sagen zu der Frage: Wie weit kann man eigentlich gehen? Wie kompromissfähig sind wir im Umgang mit korrupten Systemen? An welcher Stelle sagen wir: Da machen wir nicht mehr mit?

Für uns muss die Richtschnur das sein, was die Menschen vor Ort denken und tun können. Wir sind – wenn ich für Misereor sprechen darf, das gilt sicherlich für die anderen auf dem Podium auch – in Ländern mit extrem schwierigen politischen Verhältnissen mit repressiver Situation – Simbabwe, andere sind sicher hier auch zu nennen –, mit schweren Menschenrechtsverletzungen, mit hohem Korruptionsanteil. Und trotzdem oder gerade deswegen muss man in diesen Ländern diejenigen unterstützen, die dagegen etwas tun wollen. Man darf nicht den Fehler machen, die Regime und ihre Regierung mit den Menschen dort gleichzusetzen. Wenn man das tun würde, dann könnte man sich tatsächlich zurücklehnen und sagen: „Jetzt lasst uns doch mal abwarten, bis das Ganze von selber zusammenkracht und implodiert.“ Das ist eine aus meiner Sicht ethisch nicht akzeptable Haltung. Insofern ist der Grad der Menschenrechtsverletzungen in einem Land für uns, als nichtstaatliche Akteure, nicht der Gradmesser, sondern die Handlungsfähigkeit der Menschen vor Ort. Alles andere wäre unethisch.

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank. Ich nehme die nächste Runde dran.

Heiner Benking: Heiner Benking, Council of Global Issues und Tagore-Einstein Council. Ich bin seit 40 Jahren in dem Thema und habe die Frage, ob vier Empfehlungen, die ich jetzt nenne, bekannt sind und wie das Podium sie bewertet. Das eine: Wir haben vorletzte Woche gelernt, dass es Mikrokredite seit 100 Jahren mit Rabindranath Tagore gibt. Warum ist das 20, 30 Jahren gescheitert und was können wir daraus lernen für die neuen Muhammad-Ionos-Schwie-

rigkeiten? Zweitens: Wir haben in der Vorbereitung für Rio 92 eine Gesamtdarstellung der intersektoriellen strategischen Dilemmata im Nachhaltigkeitsdialog als klaren Rahmen, um zu zeigen, welche Faktoren betroffen sind, damit wir nicht Wasser Boden, Frauen oder irgendwas verlieren. Warum gibt es solche ganzheitlichen Darstellungen, die wir *common frames of references* nennen, ein *global embodied covenant* mit den Religionen, ein kognitives Panorama hier zum Beispiel im Kanzleramt. Dort haben wir zum Beispiel *glocal* als Begriff geprägt, um zu zeigen, dass wir konkret werden und uns nicht mit Plastikwörtern abspeisen lassen.

Der letzte Punkt: Wir haben gerade ein Interview gemacht: 40 Jahre Club of Rome. Die sind vor 40 Jahren auseinandergefliegen, weil die ersten beiden Reporte die normativen und partizipativen und nicht nur die prognostischen Zukünfte beinhalten. Wann kommen wir endlich dahin zurück, dass diese Stakeholder-Dialoge, die seit 20 Jahren laufen, die mit den Indianerstämmen untereinander in Friedensprojekten oder gegen oder mit der Zentralregierung oder mit den Maori-Stämmen gemacht werden, wieder aufgegriffen werden? Also: Sie sprechen von Ethik und Horizonten. Hans Jonas hat gesagt: Ethik mit Raum- und Zeithorizont. Und ich denke, wir müssen das konkret machen und müssen hier auf unsere Metaphern und Begriffe achten. Wenn ich zum Beispiel „Dritte Welt“ höre, dann denke ich, sollten wir noch einmal ganz tief nachdenken.

N. N.: Ich mache mich mit meinem Beitrag ein bisschen unbeliebt, aber - -

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Sie haben vielleicht darauf zu achten, dass alle einmal zu Wort kommen können.

N. N.: Die Themen, die vorgetragen worden sind, sind natürlich herzensnah. Ich weiß nicht,

welche Fähigkeit hier im Publikum besteht, das auch wieder auf Distanz zu sich zu bringen und sich nicht zu sehr verführen zu lassen von den Bildern und Darbietungen. Denn eines ist auch Fakt: Wir werden hier in Berlin, aber auch in anderen Städten in Deutschland massivst von den Problemen Gott und die Welt konfrontiert und es gibt geeignete Strukturen, denen man ausgesetzt wird und in die man sich einbringen kann, darf, soll, wie auch immer. Zuletzt aber wird verheimlicht, dass wir hier in unseren Regionen auch Entmündigungsprozessen ausgesetzt sind. Es gibt zwei extreme Strukturen, die gegeneinander kämpfen. Ganz heimlich, ganz subtil, wo man sagt: Entmündigungs- und Verstrukturierungsprozesse genauso wie Enteignungsprozesse, ganz heimlich, ganz still, die man aber nicht aus dem Blick dabei verlieren soll. Eine andere Qualität, sicherlich, weil wir in einem anderen Zivilisationsstatus stehen. Meine Bitte ist nur, sich mit den Personen, die sich wirklich für Angelegenheiten außerhalb ihrer eigenen Region kümmern, einmal darüber zu unterhalten, welche Kriterien an Voraussetzungen erbracht werden müssen, welcher Wachstumsgrad, welcher Überblick über die realen Strukturen besteht, die existieren, bestehen, damit sie eine gewisse Erhabenheit und Standfestigkeit haben und sich nicht wegverführen lassen in Gott und die Welt und letztlich die eigene Entwurzelung gar nicht mitzubekommen, die mit ihm selbst stattgefunden hat in seiner eigenen Region. Wer sich entwurzelt seiner eigenen Region ...

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Wir können das nicht nachvollziehen. Wenn Sie bitte Ihre Frage ganz kurz in einem Satz stellen wollen und dann müssen wir die anderen auch zu Wort kommen lassen.

N.N.: Wer seine eigene Entwurzelung nicht mehr mitbekommt, um den ist es wirklich nicht mehr schade. Der hat alles schon verloren.

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Das war leider keine Frage. Herr Catenhusen.

Wolf-Michael Catenhusen [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Ich habe eine Frage an Frau Shiva. Wie ordnet sich Ihre Strategie, Ihre Arbeit eigentlich in den Prozess der Urbanisierung in Ihrem Lande ein, dass mittlerweile hunderte von Millionen in Ihrem Land einen nationalen Agrarmarkt brauchen, die sich nicht mehr selbst versorgen können, sondern die auf Agrarhandel und auf Agrarindustrie angewiesen sind?

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Frau Shiva, Sie sind direkt angesprochen worden.

Dr. Vandana Shiva [Navdanya, Neu-Delhi, Indien]: Indien ist immer noch im wesentlichen eine Agrargesellschaft, wo mehr als 65 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande leben. Es geht doch darum, ein Modell zu entwickeln, das die Rechte dieser 65 Prozent anerkennt, ihnen zu einem angemessenen Einkommen verhilft und ihnen einen gerechten Anteil an der Wirtschaft zugesteht. Oder betrachtet man sie als Verfügungsmasse, die man einmal in Slums verfrachtet und dann wieder von dort vertreibt. Zur Zeit ist der Abriss von Slums in Mumbai ein großes Thema. Das derzeitige Modell läuft darauf hinaus, dass Arme keine Heimat haben, weder auf dem Lande noch in der Stadt. Und diese Ungerechtigkeit, meine ich, müssen wir beseitigen.

Ich erwähnte das Modell, das wir schaffen, und ich möchte noch einmal auf etwas zu sprechen kommen, was am Vormittag ebenfalls erwähnt wurde: Wir müssen Partnerschaften unterstützen. Partnerschaften sind meiner Meinung nach lebenswichtig. Solidarität ist lebenswichtig, insbesondere in Zeiten von Bulldozern, die rücksichtslos eingesetzt werden, um Menschen von ihren Höfen, aus den

Wäldern, selbst aus den Städten und Slums zu vertreiben. Unser Modell zeigt, dass man auf dem Lande ein gutes Leben führen kann – mit einer angemessenen Ernährung, einem auskömmlichen Einkommen und einer Überschussproduktion für die Stadt. Wer ernährt denn heute Indien? Es sind die Kleinbauern. Wir brauchen keine Importe für unsere Ernährung. Bei uns werden Dinge abgeladen, die wir nicht brauchen. Soja zum Beispiel oder Weizen, weswegen ich sogar vor das Oberste Gericht gezogen bin. Unsere Kleinbauern können mehr als das Doppelte der gegenwärtigen Mengen erzeugen; mit Hilfe ökologischer Systeme können die Menschen weiterhin auf dem Land leben und arbeiten; sie müssen nicht automatisch die Binnenmigranten und Slumbewohner der Zukunft sein.

Indien kann sich heute selbst mit Nahrungsmitteln versorgen; die Zukunft liegt in den Händen unserer Kleinbauern. Die Ernährungssicherung für die Welt liegt zunehmend in der Verantwortung der Kleinbauern. Diesen Zusammenhang muss man in Europa erkennen. Hier hat man ja die bäuerlichen Familienbetriebe geschlossen; Hans sprach davon. Ich bin überzeugt, dass Europa mehr Familienbetriebe braucht. Die Menschen sind gern Bauern, aber mit der Ungerechtigkeit eines unfairen Marktes kommen sie nicht zurecht. Unfair wird der Markt durch Subventionen und Monopole. Diese Korrekturen sind nötig, wenn es uns um Ernährungssicherheit, Ernährungssouveränität und Ernährungsdemokratie geht – hier und auch in Indien.

(Beifall)

Dr. rer. soc. Martin Bröckelmann-Simon [Misereor e. V., Aachen]: Ich möchte etwas sagen zu dem Stichwort Dritte Welt, denn ich glaube, das war auf mich gemünzt. Ich bin politisch und wissenschaftlich damit sozialisiert worden, dass ich diesen Begriff nicht gebrau-

che. Ich brauche ihn aber bewusst gerade jetzt, um zum Nachdenken anzuregen, möglicherweise auch ein bisschen zu provozieren, weil nach meiner Sicht gerade in dem Kontext, in dem ich den gebraucht habe, nämlich dass er nicht mehr eine geografische, sondern eine soziale Kategorie ist, das Phänomen, dass sich Welten voneinander abschotten, eigentlich eher zunimmt als abnimmt. Wir müssen auch nur in unserer eigenen Gesellschaft ein bisschen herumschauen und stellen fest, dass die Zahl dessen, was man im Süden an vielen Stellen schon findet, nämlich abgeschottete und bewachte Wohnsiedlungen, auch bei uns zunimmt. Die Reichen schotten sich ab, und die Armen und Überflüssigen werden ausgegrenzt und für überflüssig gehalten. Sie sind der Abfall der Gesellschaft, die zu nichts mehr nutzen sind, und insofern ist dies tatsächlich eine Welt, mit der die Erste Welt nichts mehr zu tun hat, aber auch nichts mehr zu tun haben will. Das ist unser Problem. Wir werden die Probleme der Welt nicht dadurch lösen können, dass wir alles in den Süden transferieren und sagen: „Da ist es problematisch, dahin müssen wir unsere Aufmerksamkeit richten, aber auf uns selbst schauen wir nicht.“ Diese Formel funktioniert nicht, und sie wird auch in Zukunft nicht mehr funktionieren.

Die eingangs gemachte Bemerkung, dass die hehren Versprechungen und Pläne der verschiedenen großen internationalen Konferenzen – jetzt steht Rio plus 20 wieder an – nicht nachhaltig umgesetzt worden sind, das fällt natürlich auf uns alle zurück. Diese Frage können wir hier auf dem Podium überhaupt nicht beantworten. Das ist eine Frage an alle hier, an unsere eigenen Regierungen, an unser politisches Engagement und unsere eigene Bereitschaft, möglicherweise auch liebgeordnete Standards und Wertvorstellungen und Konsumgewohnheiten in Frage zu stellen. Denn es wird wehtun, wenn wir so weitermachen wie bisher.

Im Moment tut es den anderen weh, aber irgendwann wird es auch uns wehtun.

(Beifall)

Cornelia Füllkrug-Weitzel [Brot für die Welt, Stuttgart]: Da ich die letzten Fragen nicht gut verstanden habe in mehrfacher Hinsicht, würde ich gern eine Antwort geben zu einer Frage aus der ersten Runde, die wir vernachlässigt haben. Da war die Frage, es sei mehrfach von der Vernachlässigung des ländlichen Raums gesprochen worden und woran das eigentlich liege. Vielleicht haben wir das, wie wir das gesagt haben, der ländliche Raum ist vernachlässigt worden, zu kurz formuliert. Ich glaube, man muss es präziser sagen. Es ist vernachlässigt worden, in die kleinbäuerliche Landwirtschaft zu investieren, in die lokale Nahrungsproduktion und in die lokale Versorgung der Bevölkerung im eigenen Land, in der eigenen Region, und zwar flächendeckend. Es hat sehr wohl Aufmerksamkeit für den ländlichen Raum gegeben, und da vor allen Dingen für sogenannte Gunstgebiete, also Gebiete mit besonders guten Standortbedingungen, wo mit besonders hoher Produktivität und vor allen Dingen mit großem Maschineneinsatz und großflächig gut gearbeitet werden konnte. Denn in dieser Zeit, ich denke, in den 70er-, 80er-Jahren, hat etwas begonnen, wovon auch Vandana Shiva schon gesprochen hat und was ein zentrales Problem für die ethische Betrachtung des Hungerproblems ist: nämlich eine Umwidmung der landwirtschaftlichen, der Nahrungsmittelproduktion zu anderen Zwecken. Was damals begonnen hat, war eine massive Förderung von Exportlandwirtschaft mit dem Hauptziel, dass auf diese Weise die Devisen erwirtschaftet werden können durch die Regierung, die die Regierung braucht, um ihre internationalen Schulden loszuwerden. Das war eine der ersten Umwidmungen, aber durchaus ein Grund, in bestimmte Gebiete und in eine bestimmte Form der Landwirtschaft zu investieren.

Wir haben inzwischen noch andere Wellen. Einige davon haben wir genannt, zum Beispiel die Energiepflanzenproduktion, um die Energiekrise zu lösen. Ein zunehmendes Thema ist *land grabbing*, also – so kann man schon fast sagen – die Enteignung von Land, damit man es direkt sozusagen der Ernährung anderer Regionen oder anderer Nationen zuführen kann. Immer geht es eigentlich darum, dass die Nahrung, die produziert wird, nicht mehr der Bevölkerung, die sie produziert, zugutekommt und nicht mehr hauptsächlich das Land unter dem Gesichtspunkt der Nahrungsmittelproduktion zur Bekämpfung des Hungers betrachtet wird, sondern es geht in irgendeiner Weise darum, was der Marktwert der Nahrung ist und wofür wir sie verkaufen oder einsetzen können, dass Nahrung im Grunde als Ware betrachtet wird oder als vermarktbare Produkt, aber nicht primär zugunsten der lokalen Bevölkerung, sondern zugunsten nationaler oder internationaler Unternehmen oder Regierungen. Das ist das Hauptproblem und das ist die zentrale ethische Frage, wozu die Nahrungsmittelproduktion dienen soll: zur Ernährung, zur Profitmaximierung oder zur Entschuldung oder was auch immer? Ich glaube, das ist die Schlüsselfrage.

Ich komme zurück auf meinen allerersten Vorstellungssatz: Wir als Christen sagen, bei Nahrung handelt es sich um eine Gabe, eine Gabe Gottes, über die wir nicht frei verfügen können, die dazu da ist, dass alle Menschen in voller Genüge davon haben. Man kann es modern und säkularisiert ausdrücken und sagen: Es geht bei Nahrung auch um ein öffentliches Gut. Wo liegen die Grenzen der Behandlung von Nahrung als reiner Ware?

(Beifall)

Prof. Dr. h. c. Christa Randzio-Plath [Marie-Schlei-Verein e. V., Hamburg]: Ich kann dem voll zustimmen, möchte aber noch hinzufügen: Wie setzen wir die Implementierung durch? Das ist doch das grundsätzliche Problem, vor dem

wir stehen. Insofern war die Frage nach einer Organisation, die intervenieren kann, falls eine Regierung sich schlecht verhält, schon eine ganz berechtigte Frage. Dies müsste aber sozusagen ein Weltgericht sein, so wie wir den internationalen Strafgerichtshof oder den internationalen Gerichtshof haben, und ich halte das für eine Illusion.

Ich möchte nur eine Bemerkung machen zu der Frage, wie demokratisch ein Staat sein muss, damit wir zum Beispiel auch als NGOs dort arbeiten können und den Menschen tatsächlich helfen können bei dem, was sie selber umsetzen möchten. Wir können sie ja nur unterstützen. Da teile ich Ihre Meinung. Wir müssen uns alle danach richten, was die Menschen vor Ort wollen. Aber es gibt auch Grenzen, selbst wenn noch Unterstützung gewollt wird. Denn die Zusammenarbeit zwischen NGOs im Norden und NGOs im Süden stärkt die dortige Zivilgesellschaft, macht zum Teil auch Zivilgesellschaft dort erst möglich und damit andere Entwicklungen, auch demokratische Entwicklungen, weil Mitspracherechte und Selbstbestimmungsrechte eingefordert werden. Wir sehen das auch in unseren Projekten, dass Frauen mit dem Erfolg des Projektes ein anderes Selbstbewusstsein entwickeln, eine andere Würdigung ihrer Tätigkeit in der Dorfgemeinschaft und sehr häufig sich dann auch kommunalpolitisch betätigen, sich selber einbringen. Das heißt, mit diesen produktiven Projekten sind auch andere Effekte verbunden, die durchaus etwas mit der Wahrnehmung der Menschenrechte zu tun haben, die ihnen vorenthalten werden. Wenn diese Organisationen, die sich dort gebildet haben, von dem Regime terrorisiert werden, dann können wir natürlich auch überhaupt nicht mehr unterstützen. Aber wir müssen so lange die Unterstützung halten, wie diese Partnerschaft bestehen kann.

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Ich sehe zwei Meldun-

gen und wir haben ein bisschen verzögert, von daher nehme ich die beide noch dran und dann machen wir eine kurze Abschlussrunde und dann geht es in die Kaffeepause.

Herr Womuts: Womuts mein Name. Ich begeistere mich für Philosophie und Ethik und habe das auch studiert. Ich habe zwei Fragen. Sie hatten sehr schön darauf hingewiesen, dass Nahrung, Lebensmittel eine Gabe Gottes seien. Leibniz hat gesagt in Bezug auf die Welt als die beste aller Welten, dass wir eigentlich genügend haben, dass Gott für alles gut vorgesorgt habe. Wenn das so sein sollte und wir nach den Grenzen fragen, ist es dann wirklich nicht wichtig abzuwägen, wofür wir diese Nahrungsmittel einsetzen? Ob wir sie für Biosprit einsetzen, was nützen uns Cars, wenn wir nichts zu essen haben? Oder ob wir sie zur Preisregulierung einsetzen. Was nützt uns eine wohl eingerichtete Wohnung, wenn wir nichts zu essen haben? Die zweite Frage: Es gibt eine gewisse Fürsorgepflicht. Das Subsidiaritätsprinzip kennt auch die Fürsorgepflicht der Wohlhabenderen beziehungsweise des Staates gegenüber dem Einzelnen, der sich in einer Notlage befindet, also nicht nur die Selbsterwirtschaftung, sondern möglicherweise auch das Abgeben.

Lilian Mark-Stolzing: Ich bin Lilian Mark-Stolzing hier aus dem Haus, und ich würde gern anknüpfen an die Frage von heute Morgen, was Einzelne tun können. Wir haben tolle Projekte vorgestellt bekommen. Wir können natürlich etwas spenden, aber es gibt ja auch den großen Bereich der Kaufentscheidung. Mich würde interessieren: Welche Rolle spielen aus Ihrer Sicht der faire Handel und Fair-Trade-Produkte? Ist das eher marginal oder ist das ein Eckpfeiler zukünftiger Entwicklung?

Cornelia Füllkrug-Weitzel [Brot für die Welt, Stuttgart]: Herr Bröckelmann-Simon und ich könnten auf diese Frage dasselbe sagen. Misereor und Brot für die Welt haben den fairen Handel in Deutschland wesentlich gefördert

durch auch unsere Finanzen und Zusammenarbeit. Der Handel insgesamt, das gesamte Konsumverhalten und in dem Zusammenhang auch der faire Handel spielen eine sehr große Rolle. Die Frauen, die seinerzeit in der Anti-Apartheitsbewegung aus der evangelischen Frauenarbeit den Früchteboykott gegen die Apartheidregierung in Südafrika vorangetrieben haben, haben das Stichwort geprägt: Politik mit dem Einkaufskorb. Das darf man nicht unterschätzen. Ich glaube, dass das eine zentrale Macht ist, wo die Einzelnen sich auch unterschätzen, wenn sie sagen: „Ich kann ja sowieso nichts machen, was kann ich denn hier machen?“ Als Konsumentin und Konsumenten haben sie viel mehr Chancen, als sie denken. Wir haben zum Beispiel eine Kampagne initiiert und lange gefahren gegen Teppiche, die mit Kinderarbeit produziert werden. Da haben wir ein Label entwickeln helfen. Ein minimaler Prozentsatz der Teppiche weltweit ist mit diesem Label zertifiziert worden. Aber das war gar nicht das Ding. Wir hatten einmal eine große Teppichhändlerkonferenz, die Teppichhändler haben gesagt: „Das ist gar nicht entscheidend. Entscheidend ist, dass die einkaufende Bevölkerung sensibilisiert ist und hier ein Problem haben könnte.“ Dann wissen wir schon: Obacht, auf dem Schritt können wir nicht weitergehen. Wir haben jetzt einen fairen Investmentfonds aufgelegt. Zentral ist es, die einzelne Entscheidung und sich selbst in seinem Gesamtverhalten – Energieverbrauch, Einkauf, was auch immer – als Subjekt des globalen entwicklungs-fördernden Handelns zu sehen. Da können Sie sehr viel tun.

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Jetzt zum Biosprit Herr Heidhues und zum Schluss noch Frau Shiva und dann müssen wir leider schließen.

Franz Heidhues [Universität Hohenheim, Stuttgart]: Zur Frage Biosprit: Die Nutzung von landwirtschaftlichen Flächen und Wasser für die

Bioenergiegewinnung konkurriert mit Nahrungsmitteln und wird tendenziell die Preise für Nahrungsmittel nach oben treiben. Da gibt es keinen Weg drumherum. Ob das ökologisch sinnvoll ist, ist eine zweite Frage. Wir haben heute Studien, Herr Herr hat es heute Morgen schon gesagt, dass es ökologisch nicht sinnvoll ist.

Die zweite Frage: Heute sprechen wir auch von der Förderung der Technologien der zweiten Generation. Das heißt nichts anders, als dass man Abfallstoffe nutzen möchte. Für Entwicklungsländer ist es hart zu sehen, wo Abfallstoffe sind und welche Abfallstoffe da überhaupt anfallen. In Armutregionen wird alles genutzt, auch Stroh und Maisstroh: Damit werden Zäune gebaut, Sie haben es eben bei dem Projekt zur Umzäunung der Pumpe gesehen. Die Dornen werden genutzt, um Tiere einzuzäunen. Es gibt keine Abfallstoffe. Deshalb halte ich die Technologien der zweiten Generation aufbauend auf Abfallstoffen für keine sehr zukunftssträchtige Option. Bei uns wird dann möglicherweise Elefantengras angebaut, also nicht Nahrungsprodukte, aber das ist dasselbe, auch dafür brauchen Sie Wasser und Land, also konkurriert es wieder. Ich bin da sehr skeptisch.

Dr. Vandana Shiva [Navdanya, Neu-Delhi, Indien]: Wenn es einen Bereich gibt, wo der einfache Bürger wirklich etwas erreichen kann, dann ist es bei den Lebensmitteln. Dreimal am Tage wird entschieden, was gegessen wird, und das hat Auswirkungen auf die Wirtschaft und bedeutet die Ausübung demokratischer Rechte. Schließlich sollte Europa ja zu einer Region der genmodifizierten Organismen werden, aber bis heute ist Europa im wesentlichen GMO-frei, weil die Bürger gehandelt haben, obwohl in Brüssel 80 Lobbyisten sitzen. Bürger sind eine Gegenmacht. Die Ökobewegung ist gewachsen aufgrund von Bürgeraktionen, nicht aufgrund der Politik. Wie schon erwähnt, haben wir in Navdanya direkte Beziehungen zwischen Bauern und Verbrauchern hergestellt. Diese

Kette der Solidarität vom Saatgut bis zum Tisch hat inzwischen zu wirtschaftlichen Veränderungen geführt – den Bauern geht es besser und auch denen, die gesunde, frische Nahrungsmittel erhalten und jetzt wissen, wo ihr Essen herkommt. In einer Demokratie sollte die Politik ja von uns allen gestaltet werden und in unserem Sinne wirken. In 15 Jahren Globalisierung herrschte der Glaube, dass sich die Politik den Interessen des Westens unterwerfen ließe. Wir müssen die Demokratie zurückerobern.

(Beifall)

Prof. Dr. rer. nat. Regine Kollek [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Dem ist nichts mehr hinzuzufügen. Wir sehen uns wieder um 16.30 Uhr zur abschließenden Podiumsdiskussion.

(Unterbrechung von 16.10 Uhr bis 16.33 Uhr)

III. Perspektiven

Welthunger – global denken – lokal handeln

Moderation: Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber - Mitglied des Deutschen Ethikrates

Ich freue mich darüber, dass dieses Thema bei Ihnen so viel Interesse gefunden hat, dass wir auch im abschließenden Podium in einer so großen Zahl zusammen sind, und ich freue mich dabei besonders, dass ich Ihnen zwei neue Teilnehmer vorstellen kann, die bisher in den Prozess dieser Tagung noch nicht eingegriffen haben, auch wenn sie, wie Herr Roth neben mir, schon den ganzen Tag dabei sein konnten. Herzlich willkommen zunächst an Herrn Staatssekretär Hans-Jürgen Beerfeltz, der seit 2009 Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung ist. Nach dem Studium der Soziologie hat er eine lange und kontinuierliche politische Lauf-

bahn innerhalb der FDP und der Friedrich-Naumann-Stiftung hinter sich gebracht und verantwortet nun als Staatssekretär die Leitung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Wir sind sehr gespannt darauf, was Sie uns sagen werden.

Ebenso herzlich begrüße ich Robin Roth. Er ist Brite, lebt und arbeitet aber in Deutschland jetzt als Geschäftsführer bei der GEPA, der Fair Trade Company. Er hat originellerweise sowohl ein Schauspielstudium als auch eine Ausbildung zum Außenhandelskaufmann und im Marketing. Ich habe mir bei der Vorbereitung überlegt, ob das für Fair Trade vielleicht die ideale Ausbildungskombination ist.

Es ist für mich eine große Freude, dass Frau Dr. Shiva und Herr Dr. Herren die Brücke zu den vorangehenden Einheiten dieses Tages herstellen. Wir haben vorhin fröhlich gesagt: Herr Dr. Herren, der den Auftaktvortrag gehalten hat, ist dadurch prädestiniert zum Schlusswort. Dass aber Frau Dr. Shiva zu einem Schlusswort prädestiniert ist, hat sie gerade am Schluss der vorangehenden Diskussion gezeigt. Ich bin gespannt auf den edlen Wettbewerb um das Schlusswort. Bitte halten Sie aus bis zum letzten Augenblick, damit Sie den Ausgang dieses Wettbewerbs erleben. Ich verspreche Ihnen, dass wir pünktlich aufhören um 18 Uhr. Dessen können Sie sicher sein, dass dann die Veranstaltung wirklich beendet ist, selbst wenn es danach noch ganz viel zu diskutieren gibt, dann diskutieren Sie das selbst. Wir wollen ja gerade erreichen, dass Sie selbst Subjekte dieses Prozesses, Akteure in diesem Prozess werden, sodass die Debatte nicht zu Ende sein braucht, wenn sie hier auf dem Podium und dann im zweiten Teil mit Ihnen aus dem Plenum zu Ende sein wird.

Welthunger – global denken – lokal handeln: Die Frage hat uns von der ersten Debatte an beschäftigt vor allem dadurch, Sie erinnern sich, dass eine Schülerin aus der John F. Kennedy

Schule ganz am Anfang der ersten Plenumsdiskussion genau diese Frage bereits gestellt hat. Was bedeutet das für uns? Wie können wir so globale Probleme in unser eigenes lokales Handeln übersetzen? Diese Frage wollen wir zunächst auf zwei Ebenen angehen. Die eine Ebene heißt: Was bedeuten die großen Herausforderungen ethischer Art, die mit der Welternährungssituation gegeben sind? Was bedeuten sie für verantwortliches politisches Handeln aus der Perspektive und in der Verantwortung für eines der reichen Länder dieser Erde? Wie gehen wir damit um, in einer Welt zu leben, in der es, obwohl ausreichende Mengen von Nahrungsmitteln da sind, etwas weniger als eine Milliarde Menschen gibt, die unter Mangel leiden, die unter Hunger leiden? Und dass gleichzeitig nahezu gleichzeitig genauso viele Menschen unter Fehlernährung in aller Regel in der Gestalt von Übergewicht leiden? Wie gehen wir mit dieser Situation um? Was ist die Folge für politische Verantwortung? Und damit das nicht ein Abschieben in die Politik ist, wollen wir gleich anschließend die Frage stellen: Was bedeutet das für die Verantwortung von Bürgerinnen und Bürgern in der Zivilgesellschaft? Was können wir selbst tun? Das ist die Doppelfrage, mit der wir einsteigen wollen.

Ich lade Frau Dr. Shiva und Herrn Dr. Herren ein, sich von vornherein zu überlegen, wie sie auf dem Podium auf die Vorschläge, die jetzt gemacht werden, reagieren wollen, damit wir nicht eine Abfolge von Statements haben, sondern gleich einen Dialog auf dem Podium haben, und möchte diesen Dialog an Sie weitergeben, indem wir diejenigen einbeziehen, die sich wieder an die beiden Mikrofone links und rechts in der Mitte des Saals stellen. Sie erinnern sich daran: Es ist für die Kommunikation gut, wenn diese Beiträge nicht nur die sprachliche Form einer Frage, sondern tatsächlich den Charakter einer Frage haben.

Herzlichen Dank, damit habe ich für die Einführung alles gesagt und ich freue mich, dass ich jetzt als Erstem Herrn Staatssekretär Beerfeltz das Wort geben kann.

Hans-Jürgen Beerfeltz [Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung]: Ich nutze das Rednerpult, das wir haben, und bedanke mich herzlich bei Ihnen, Herr Huber, für die Möglichkeit, zu dieser wichtigen Veranstaltung sprechen zu dürfen. Ich habe viel mit der FDP zu tun gehabt in meinem Leben. Das haben Sie eben hervorgehoben. Ich habe aber ebenso viel zu tun gehabt mit Entwicklungszusammenarbeit und politischer Bildungsarbeit, habe mehr als 100 Einsätze gemacht in der Entwicklungszusammenarbeit mit Schwerpunkt Mittelamerika, Südamerika. Von daher habe ich auch lebenslang mitbekommen, was alles unternommen wurde zur Bekämpfung von Hunger und Armut, und habe auch mitbekommen, wie viel Erfolglosigkeit mit den Bemühungen der sicherlich schon letzten 30 bis 50 Jahre verbunden ist.

Henry Kissinger versprach einmal bei der World Food Conference vor genau 37 Jahren, dass innerhalb eines Jahrzehnts kein einziges Kind in dieser Welt mehr hungrig ins Bett gehen müsse. Was ist Hunger? Hunger bedeutet, dass die Energiezufuhr dauerhaft, nicht an ein, zwei oder drei Tagen, nein, dauerhaft unter dem Bedarfsminimum liegt, das für einen gesunden Körper notwendig ist. Heute, im Jahr 2011, viele Jahre nach solchen Versprechen, verursachen Hunger und Unterernährung immer noch 25.000 Tote, und das nicht jährlich oder monatlich, sondern täglich. Und trotzdem wurde die Bekämpfung des Hungers von der Weltgemeinschaft vor der Preiskrise 2008 geradezu sträflich vernachlässigt. Es wurde von uns allen sträflich vernachlässigt. Im Gegenteil: Wir haben sogar zur Verschärfung der Krise beigetragen. Auch wir in Deutschland haben zum Beispiel mit unserer Agrarsubventionspolitik jahrzehntelang den

Aufbau der Landwirtschaft in Entwicklungsländern aktiv verhindert, nicht etwa nur erschwert oder behindert, nein aktiv verhindert. Wir haben deutsches Entwicklungsgeld durch Subventionsgeld geradezu vernichtet, und auch wenn der weltweite Welthungerindex 2010 im Vergleich zu 1990 von 19,8 Prozent auf 15,1 Prozent gesunken ist, sind wir beschämend weit von jenem Ziel entfernt. Weltweit leiden immer noch 925 Millionen Menschen unter Hunger. Die Weltgemeinschaft steht in der Verantwortung, das MDG Number 1 umzusetzen und den weltweiten Hunger zu halbieren. Bundesminister Niebel ist sich dieser Verantwortung bewusst und setzt sich daher sehr nachdrücklich für faire Handelsregeln und für die Abschaffung insbesondere auch der Agrarexportsubvention ein und hat da schon einiges erreicht.

Viele hier in diesem kundigen Kreis wissen, dass es eine Vereinbarung gibt zwischen dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung sowie dem Ernährungsministerium, dass wir 2013 endgültig die Agrarexportsubvention Deutschlands einstellen wollen. Wir fordern und sind dabei in der Diskussion innerhalb der Bundesregierung, dass wir das, wenn es nicht weitergeht im Doha-Prozess, einseitig tun. Wir werden versuchen, es mit Europa als Vorreiter zu machen. Macht Europa nicht mit – wobei es dort viele Kräfte gibt, die uns unterstützen –, werden wir es einseitig als Bundesrepublik Deutschland im Jahr 2013 vollziehen, und das ist durchaus ein Erfolg, dass wir diese Vereinbarung erzielt haben. Es ist ja leichter, mit einem Hund Vereinbarungen über die Anlage eines Wurstvorrates zu erzielen, als mit einer Landwirtschaftsministerin und Bauernministerin über den Subventionsabbau. Insofern sind wir darauf auch ein bisschen stolz.

„Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass es ein allgemeines Gesetz werde.“ Als dieser kategorische

Imperativ von Immanuel Kant formuliert wurde, gab es so etwas wie Entwicklungspolitik noch nicht. Darin liegt auch die ethische Selbstverpflichtung begründet, nachhaltig den Welthunger im Rahmen unserer Entwicklungszusammenarbeit zu bekämpfen und dabei den Herausforderungen von Ressourcenknappheit, Erhalt der Umwelt und dem Klimawandel gerecht zu werden. Aber Kant hat notabene wesentlich in den Beziehungen zwischen Menschen gedacht und in den Beziehungen zwischen Menschen, Gesellschaft und Staat. Und nachhaltig muss eben heute heißen, dass etwas hinzukommt bei diesem kategorischen Imperativ in der Beziehung von Mensch und Zukunft auf der einen Seite und in der Beziehung von Mensch und natürlichen Lebensgrundlagen auf der anderen Seite, das aber eben nicht vordergründig und plakativ und schon gar nicht einseitig.

Es sind ziemlich viele miese Nahrungsmittelspekulanten auf dieser Erde unterwegs und verschärfen weltweit damit Hungerprobleme, aber andererseits sind Nahrungsmittelbörsen die ältesten, die es überhaupt gibt. Sie generieren eben auch Preisstabilität, sie bringen manchen Kleinbauern aus der Stadt wieder zurück aufs Land, weil es sich wieder lohnt, Nahrungsmittel zu produzieren und für Monate im Voraus eine gewisse Gewinnerwartung durch diese Tätigkeit zu haben.

Ja, Nahrungsmittel sind zu teuer, aber sie dürfen auf der anderen Seite eben auch nicht zu billig sein, sonst lohnt es sich nicht, sie zu produzieren. Nachhaltigkeit und Verantwortungsbewusstsein müssen deshalb die Grundlage dieses Handelns sein. Den uns nachfolgenden Generationen durch eine nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung eine Zukunft zu bieten liegt deshalb nicht nur im Interesse dieser Menschen, es liegt vor allen Dingen auch in unserem ureigenen Interesse selbst.

Das Millennium Institute, sehr geehrter Herr Dr. Herren, ist bei diesen Fragestellungen genau

der richtige und wichtige Impulsgeber auch für die Arbeit bei uns im Ministerium. Aber was mir besonders am Herzen liegt, ist, deutlich zu machen, dass bei all dem, was wir im Bereich Wirtschaft und im Bereich zivilgesellschaftliches Engagement sehen, es immer noch so ist, dass viel zu sehr – gerade auch in Deutschland – in Gegensätzen gedacht wird und dass wir sowohl in der Wirtschaft, die sich sehr viel einbildet auf ihre Professionalität und ihre Managementkompetenz, aber auch in der NGO-Szene runterkommen von zu hohen Rössern, die aus Altruismus und einer gewissen Entwicklungsromantik gebaut werden, denn auch das bringt uns nicht weiter. Wir sehen erhebliche Synergieeffekte darin, so etwas einzuleiten wie eine nachhaltige Versöhnung zwischen Wirtschaft auf der einen Seite, die künftig auch nur noch dann verdienen wird, wenn sie gleichzeitig bereit ist, sich verdient zu machen, und einer NGO-Szene, die sich professionalisieren muss, wenn sie erfolgreich um Mitglieder, Unterstützer, Spenden und um Fundraising kämpft. Deshalb ist es wichtig, dass deutsche Entwicklungspolitik dem beispringt, indem sie versucht, das Thema der Entwicklung in Deutschland stärker in die Mitte der Gesellschaft zu holen und das mit einer Konzentration auf bestimmte Maßnahmen zu flankieren. Das war viel zu lange in der Kuschelecke und viel zu lange am Rand der Aufmerksamkeit.

Zentrale Punkte dabei sind ländliche Entwicklung, Bildung natürlich, Gesundheit, aber auch gute Regierungsführung in unseren Partnerländern. Denn ohne gute Regierungsführung ist insbesondere in immer noch viel zu korrupten Systemen, in denen wir Zusammenarbeit versuchen, die Chance, tatsächlich Hunger nachhaltig zu bekämpfen, nahe null. Und deshalb wollen wir künftig stärker konditionieren, was gute Regierungsführung und die Beachtung von Menschenrechten angeht.

Wir haben dazu vorgestern ein Konzept unseres Ministeriums vorgestellt, wo künftig in allen Projekten, die das BNZ weltweit durchführt, wie eine Art Menschenrechts-TÜV im Querschnitt geprüft wird, wie das jeweilige Niveau ist. Und überall da, wo wir sehen, dass uns das Niveau noch nicht ausreicht oder sich noch verschlechtert, wird dieses Ministerium und wird diese Bundesregierung Konsequenzen ziehen und ganz bewusst – Ownership hin oder her – Druck ausüben auf unsere Partnerregierungen. So haben wir es in Malawi gemacht, wo wir 15 Millionen Euro an Budgethilfen gestoppt haben, weil Malawi nicht davon abgelassen hat, in erheblichem Umfang die Pressefreiheit einzuschränken. Malawi, das wissen viele hier, ist vom Gesamtniveau her nicht unbedingt das schlimmste Land in Subsahara-Afrika, aber unser Maßstab ist, wer sich von einem bestimmten Niveau aus verschlechtert, da wollen wir Druck ausüben und da wollen wir eben zusätzliche Eingriffsmöglichkeiten haben.

Ein auch ethisch wichtiger Punkt dafür ist, dass sich erfolgreiche Entwicklungszusammenarbeit nicht als karitativ verstehen darf, sondern sie muss sich als Instrument verstehen für eine bessere Zukunft, als eine Investition in eine bessere Zukunft für die Menschen in den Partnerländern, aber auch für die Menschen hier bei uns. Dazu ist für uns wichtig, wiederum ethisch, dass wir eine weitere alte falsche Dichotomie aufgeben, nämlich die von Geber- und von Nehmerländern. Diese Einteilung war schon immer falsch und teilweise sogar sehr eitel. Erfolgreiche Entwicklungspolitik darf sich nicht verstehen als Weltsozialamt oder als Armutsministerium, nein, man muss sich verstehen als eine Institution, die versucht Chancen zu organisieren weltweit. Und sie muss sich verstehen als eine deutsche Entwicklungspolitik, die globale Zukunftspolitik machen möchte. Damit bedanke ich mich herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Herzlichen Dank, Herr Beerfeldt. Sie haben selbst die Brücke geschlagen, indem Sie von einer nachhaltigen Versöhnung zwischen Wirtschaft und NGO-Szene gesprochen haben. Das fließt offenbar auch in die Idee einer erfolgreichen und nachhaltigen Versöhnung zwischen Politik und NGO-Szene ein und insofern fügt es sich gut, dass wir Herrn Roth gebeten haben, gleich im Anschluss zu sagen, wie er die Verantwortung und die Handlungsmöglichkeiten auf der Ebene von NGOs und auf der Ebenen der Einzelnen sieht.

Robin Roth [GEPA – The Fair Trade Company]: Als Schauspieler stehe ich natürlich sehr gern in der Mitte, und das tue ich jetzt. Meine Aufgabe heute ist, Sie von zwei Sachen zu überzeugen: einmal, dass ich Deutsch ausreichend beherrsche, um die zweite Sache zu vermitteln, das ist eine beinahe unmögliche Sprache für Ausländer zu lernen. Das wissen Sie nicht. Ich kann es Ihnen ganz ehrlich sagen. Die zweite Sache ist, Sie davon zu überzeugen, dass Sie eine absolut zentrale Rolle in diesem Thema spielen.

(Beifall)

Viele der Themen, die wir heute besprochen haben und die angesprochen wurden, und der Fragen, die auf uns zugekommen sind, sind nichts Neues. Vor 40 Jahren entstand eine zivilgesellschaftliche Bewegung hier in Deutschland, und für die jüngeren Leute hier: Sie haben Ihren Müttern und Ihren Vätern zu danken. Ich weiß, Eltern sind lästig und überflüssig, ich weiß das, ich bin selbst Elternteil, aber manchmal können sie was. Damals, in den 70er-Jahren, entstand hier in Deutschland eine Empörung. Und es gab damals Hungermärsche. Da sind die jungen Leute in Deutschland zusammengekommen, sind auf die Straße gegangen, haben ihre Plakate hochgehalten und haben gesagt: „Das geht nicht, das darf nicht wahr

sein! Wir stehen für eine gerechtere Welt.“ Zigttausend. Der eine heute hat sie ermutigt, ähnliche Sachen zu machen. Es ist nicht unmöglich. Glauben Sie an Ihre eigene Kraft. Denn aus diesen Hungermärschen entstand eine zivilgesellschaftliche Bewegung, wo sich Gruppen gebildet haben, die haben Läden gegründet. Sie haben eine nationale Handelskette gegründet: die Weltläden. 800 Stück gibt es heute. Sie haben Produkte aus der damals sogenannten Dritten Welt eingekauft und verkauft. Sie haben tatsächlich etwas getan. Und die Tatsache, dass heute viele Multis Ihre fair gehandelten Produkte anbieten, beruht auf der Tatsache, dass Ihre Väter und Mütter den Mut hatten, auf die Straße zu gehen und etwas zu verlangen. Ob die Multis heutzutage Ihre fair gehandelten Produkte tatsächlich ernst meinen, darüber möchte ich heute nicht reden. Tatsache ist: Sie haben Ihre Macht anerkannt. Gut gemacht. Gut gemacht.

(Beifall)

Viele der Sachen, die wir heute besprochen haben, erkenne ich in meiner Firma wieder. Aus den Weltläden entstand ein Bedürfnis, eine Firma muss da sein, und diese Firma muss die Produkte aus den Schwellenländern importieren und an die Weltläden geben. Meine Firma heißt Gesellschaft für die Förderung der Partnerschaft in der Dritten Welt. Hammer, nicht? Absoluter Hammer. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir kleine Buttons haben: Gesellschaft für die Förderung der Partnerschaft in der Dritten Welt. Das geht nicht. Also abgekürzt die GEPA, Gesellschaft für die Förderung der Partnerschaft in der Dritten Welt. Immer noch nicht ganz pfiffig, aber trotzdem, wir stehen dazu.

Ich hab es aufgelistet: Was machen wir? Vereinbarungen. Wir arbeiten mit über 150 Kleinbauernorganisationen und einer Plantage. Aber die Plantage in Indien ist die einzige Plantage in ganz Darjeeling, wo es keinen Manager gibt, sondern eine Managerin. Die einzige und es ist kein Zufall, dass wir mit dieser Plantage

arbeiten, sondern bewusst. Denn lokal handeln hat zwei Beine: was Sie machen hier in Deutschland, ich in England oder in Deutschland und was unsere Partner, nicht unsere Lieferanten, unsere Partner vor Ort machen. Wir wählen unsere Partner bewusst aus, hier sitzt eine Partnerin von der GEPA. Sie können den Reis dieser Organisation über uns kaufen. Also wir suchen ganz bewusst Partner, die ähnlich denken wie wir. Es geht nur um einkaufen, ein bisschen mehr bezahlen, hier einen schönen Zuschlag dazu, damit sie schöne Projekte durchführen – nein. Es geht um Partnerschaft. Wir suchen Partner aus. Und wir leisten die Arbeit, diese Brücke zu schlagen. Aber die eigentliche Arbeit gewährleisten Sie in Deutschland, indem Sie bewusst einkaufen und gewährleisten, dass sich unsere Partner selbst bestimmen und entwickeln.

Es ist schön, lokal zu handeln. Wir haben Erfolg. Die GEPA hat einen Verkaufsumsatz, Verkaufspreis in Deutschland von etwa 90 Millionen Euro im Jahr. Wir sind damit der größte Fair-Händler in ganz Europa. Aber das ist ja lächerlich klein. Das ist lächerlich klein! Wenn ich eine ganze Bewegung betrachte, was wir in 40 Jahren erreicht haben – es tut mir leid. Was haben wir erreicht? Wenig. Noch. Wir haben eine Zukunft. Ich freue mich, dass die junge Dame heute die Frage gestellt hat: Was kann ich tun? Wir werden nur in die Zukunft gehen können. Es geht nicht nur um Volumen, das ist ja Eitelkeit. Es geht darum, was wir bewirken. Wir werden etwas bewirken, wenn wir größer sind. Denn ich möchte zu dem zweiten Punkt kommen: lokal handeln, das haben wir, das haben Sie – ich danke Ihnen. Global denken. Meine Frau hat mich heute angerufen und hat mir ein Wort gegeben, hat gesagt: Denken Sie an den alten Quäkerspruch: *speak truth to power*. Also der Macht gegenüber die Wahrheit aussprechen. Das ist toll. Finde ich ganz toll. Das Problem ist,

dass die Macht nicht hier ist, in diesem Raum heute. (Lachen)

Hans-Jürgen Beerfeltz [Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung]: Wir sind auch Partner.

Robin Roth [GEPA – The Fair Trade Company]: Ich rede nicht von Herrn Niebel und auch nicht von Frau Merkel, ich rede von den Firmen, die tatsächlich die Lebensmittelindustrie kontrollieren. Ich möchte dazu zwei kleine Beispiele geben. Über 60 Prozent aller Lebensmittel in Amerika fließen über vier Firmen. Vier. Das ist Macht. Diese Leute kassieren viel mehr Geld als etliche Regierungen in der Welt. Da liegt die Macht.

Ich möchte beispielhaft eine zweite kleine Geschichte erzählen. Ich arbeitete in der Vergangenheit in Bonn bei FLO. FLO setzt die internationalen Standards für den fairen Handel. Und da kam ein Vertreter einer dieser vier Großen und sagte mir: „Herr Roth, wir wollen die ganze Baumwollindustrie in Uganda zertifizieren.“ Oh, dachte ich, okay, „haben Sie das Recht darauf?“ „Ja, sie gehört uns.“ „Wie bitte? Sie gehört Ihnen?“ „Ja, wir haben das aufgekauft, es gehört uns. Was müssen wir machen, damit es fair gehandelt, fair zertifiziert werden darf?“ Kleines Problem: Es gibt nur Standards für Kleinbauern und nicht für Multis. Ich habe ihm das gesagt und er sagte: „Okay, Sie brauchen Kleinbauern. Wie sieht ein Kleinbauer aus?“ Ich zitiere jetzt wortwörtlich, ich übertreibe nicht, ich bin Schauspieler, ich kann übertreiben. Ich werde später vielleicht meine Übertreibungskünste zeigen, aber jetzt übertreibe ich ganz und gar nicht. Wie sieht ein Kleinbauer aus? „Ja, der hat ein klein bisschen Land und wir bevorzugen, dass er oder sie irgendeiner Genossenschaft angehört.“ „Super“, sagte er, „Genossenschaft. Das können wir hinkriegen. Wie viele von diesen Kleinbauern brauchen Sie in einer Genossenschaft? Wir kriegen es bis Dezember

hin.“ Das war im März. Bei Nichtregierungsorganisationen braucht ein Beschluss von zehn Wochen zehn Jahre. Die wollten ein ganzes Land zertifizieren und in Genossenschaften aufteilen. Er war nicht böswillig, das war nur seine Realität. Wenn das Hauptquartier sagt: „Wir machen X“, dann wird X gemacht. Da liegt Macht.

Ich schließe mit einem Wort, meinem Plädoyer für das Schlusswort: *I'm a citizen, not a consumer*. Ich bin Bürger, Bürgerin, nicht Konsument, Konsumentin. Nehmen Sie bitte Ihr eigenes Schicksal in die Hand. Sie machen den Unterschied.

(Beifall)

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Wir haben zwei Rollen dargestellt bekommen: die Rolle der Politik und die Rolle von uns allen. Das ist in der Demokratie auch folgerichtig, auch schon in der Politik sind wir Akteure und im Blick auf solches zivilgesellschaftliches Engagement genauso. Wir haben dann auch noch eine Rolle beschrieben bekommen, die hier im Raum nicht vertreten ist. Ich will jetzt versuchen zu erreichen, dass wir in der Folge nicht als Erstes nur über diejenigen reden, die nicht da sind, was immer allen so leichtfällt, sondern zunächst über uns selber reden. Dazu möchte ich gern Frau Shiva und Herrn Herren fragen, ob Sie finden, dass diese beiden Rollen zureichend beschrieben worden sind angesichts der Herausforderungen, mit denen wir uns zu beschäftigen haben, ob die Rolle staatlicher Entwicklungspolitik zureichend charakterisiert worden ist durch das, was wir gehört haben, und ob eigentlich unsere Verantwortung als Bürger zureichend beschrieben worden ist oder ob Sie in diesen beiden Hinsichten zusätzliche Anregungen haben. Vielleicht zunächst Frau Shiva.

Dr. Vandana Shiva [Navdanya, Neu-Delhi, Indien]: Die Tatsache, dass es mehr als nur

einen Weg gibt, ist wohl deutlich geworden. Ich meine auch, dass es mehr als nur eine Art des Wirtschaftens gibt – die der Großindustrie. Ich glaube, dass es viele unterschiedliche Arten der Ökonomie gibt: die Ökonomie des fairen Handels und die Ökonomie des unfairen Handels. Es gibt die Ökonomie der nachhaltigen Produktion und der nicht nachhaltigen. Es gibt ein Wirtschaften auf ethischen Grundlagen und es gibt unethisches Wirtschaften. Die Wirtschaft hat also ebenso viele Gesichter wie Leitwerte. Die Ernährung bildet nun einmal das Zentrum allen Lebens, was bedeutet, dass die Wirtschaft in Bezug auf Produktion und Verteilung entsprechend gestaltet werden muss, denn das Gewinnmotiv beeinträchtigt die Qualität der Nahrungsmittel und entwürdigt Produzenten und Konsumenten. Dann essen wir verdorbene Lebensmittel, die Bauern verdienen nicht genug und der Planet stirbt.

Sie erwähnten Kants kategorischen Imperativ. Ich denke, dass es auch noch andere Imperative gibt, z.B. den ökologischen Imperativ. Wenn 75 Prozent der Artenvielfalt durch die industrielle Landwirtschaft vernichtet worden sind, brauchen wir andere landwirtschaftliche Modelle, um die Artenvielfalt zu schützen. Wenn 75 Prozent des gewerbsmäßig verwendeten Saatguts heute von fünf Unternehmen kontrolliert werden, dann brauchen wir ein anderes Modell der Verteilung und Erhaltung von Saatgut. Bei kooperativen Unternehmungen wie bei uns in Navdanya z.B. in Form gemeinschaftlicher Saatgutbanken. Wenn die industrielle Landwirtschaft bis zu 70 Prozent der weltweiten Wasservorräte verbraucht, wo wir doch schon eine ernste Wasserkrise haben, dann müssen wir unseren Umgang mit Wasser ändern. In Navdanya zumindest haben wir festgestellt, dass wir unseren Wasserverbrauch um 70 Prozent reduzieren können, ohne dass das nachteilige Auswirkungen auf die Nahrungsmittelproduktion

hat. Wir verschwenden Wasser. Wir nehmen sauberes Wasser, versetzen es mit Pestiziden und Düngemitteln und lassen es in Gewässer und Ozeane ab, die daraufhin absterben. Das ist nicht klug. Ich denke, wir können klüger sein.

Zum Klimawandel. 40 Prozent aller Treibhausgase stammen aus der globalisierten industriellen Landwirtschaft und machen diese dann anfälliger. Das ist der Punkt, auf den Hans hinweisen wollte. Ich bin auch der Meinung, dass wir mit der Notwendigkeit konfrontiert sind, unsere Effizienz- und Produktivitätsparadigmen zu ändern. Im derzeitigen System werden zehn Energieeinheiten eingesetzt, um eine Energieeinheit in Form von Nahrungsmitteln zu erzeugen. Wenn diese Nahrungsmittel dann als Getreide an Vieh verfüttert wird, reduzieren wir den Energiegehalt wiederum, und am Ende bedeutet dies, dass wir mit zehn Einheiten beginnen und bei 0,1 Einheiten enden. Wir sind ja auch bei der Verschwendung von Nahrungsmitteln ganz groß: 50 Prozent der Lebensmittel in einer Industriegesellschaft landen auf dem Müll. Uns wird ständig gesagt, dass wir Nahrungsmittel verschwenden. Das können wir gar nicht. In der Sitzungsrunde vorhin wurde gesagt, dass es in unserer Gesellschaft keine Verschwendung gibt. Was wir nicht aufessen, bekommt die Kuh. Was die Kuh nicht frisst, nimmt sich die Krähe. Es gibt so viele Lebewesen, die alle Nahrung brauchen, wir müssen nur mit ihnen teilen, dann werden auch keine Nahrungsmittel verschwendet. Wir können es uns einfach nicht leisten, aus zehn Einheiten verfügbarer Energie unseres Planeten eine halbe zu machen. Wir haben die Fähigkeit, diese zehn Einheiten zu nutzen und daraus zwanzig Einheiten verfügbare Energie in Form von Nahrungsmitteln zu machen. Solche Systeme gibt es; ökologische Systeme sind viel effizienter. Aber es heißt ja immer wieder, dass Wirtschaft, Unternehmen und NROs ein besseres Verhalten zeigen müssen (lacht). Ich

weiß nicht, was ein besseres Verhalten wäre, aber meiner Meinung nach braucht die Agroindustrie einen Imperativ der Fairness.

Die Spekulation ist aus dem Ruder gelaufen und treibt die Lebensmittelpreise in die Höhe. Bei den Aufständen in der arabischen Welt ist auf den Zusammenhang mit steigenden Brotpreisen hingewiesen worden. Die Instabilität des Marktes hat zu politischer Instabilität geführt; wir erleben jetzt den Anfang davon. Wenn wir diesen Kräften weiter Raum gewähren, ist es nicht mehr weit bis zu unkontrollierbaren Kriegen und Aufständen um Lebensmittel. Das Problem der Preise wurde ja schon erwähnt. Die Preise steigen, aber sie dürfen eben auch nicht zu niedrig sein. Der Bauer ist derjenige, dem man Niedrigpreise zahlt. Wir Verbraucher, zumindest wir im Süden, bezahlen das Vier- bis Fünffache. Und vertikal integrierte Agrounternehmen streichen 50 bis 80 Prozent der Gewinnmarge ein. Es gibt Alternativen, und genau das macht ja die GEPA, das macht Navdanya, das macht Belahorizonte in Brasilien, was ihnen einen Innovationspreis des World Future Council einbrachte. Es ist durchaus möglich, das Einkommen der Bauern zu steigern und die Verbraucherpreise zu senken, aber das geht nur auf der Grundlage von Gerechtigkeit, nicht von Ungerechtigkeit. Und abschließend möchte ich wiederholen, dass heute 30 Prozent der Nahrungsmittel von der Agroindustrie kontrolliert werden, 70 Prozent werden aber nach wie vor dezentralisiert, in kleinen Mengen von lokalen Betrieben erzeugt.

Wenn das Welternährungssystem aber bei einer Kontrolle von 30 Prozent bereits in Turbulenzen gerät, was passiert dann bei 50 oder 70 Prozent? Deswegen brauchen wir im Norden wie im Süden ökologische Systeme, Systeme, die unseren ökologischen Fußabdruck reduzieren und die Produktivität und Qualität der Nahrungsmittel verbessern, gleichzeitig aber auch in der Landwirtschaft und damit im

Zusammenhang stehenden Bereichen neue kreative Arbeitsplätze für junge Menschen schaffen, die es ja sonst nicht gibt. Ich bin sehr froh, dass man sich in Hongkong auf eine Reduzierung europäischer Subventionen ab 2013 geeinigt hat, bin aber der Meinung, dass auch alle OECD-Subventionen auf die Tagesordnung gesetzt werden. Ich hoffe, dass Sie Ihren amerikanischen Partnern helfen werden, die ja Subventionen für etwas Heiliges halten, denn es ist eine Tatsache (lacht), dass ihr agroindustrielles System ohne Subventionen nicht überleben könnte. Und die Subventionen sind ja schließlich Steuergeld, und vor allem werden sie von den Armen gezahlt. Unsere Menschen zahlen mit ihrem Leben dafür.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Herr Herren, waren die Rollen von Politik und dem Engagement der Bürger richtig beschrieben vorhin?

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Ich glaube, es gibt noch sehr viel mehr zu sagen. In einem Tag oder Dreivierteltag gibt es nicht genug Zeit, um alle diese Themen wirklich zu bearbeiten. Aber wir haben einen Schritt vorwärts gemacht beim Thema globales Denken und globales Handeln. Die Frage ist: Wie denken und wie handeln Staat und Bürger oder beide zusammen? Dort, glaube ich, gibt es noch sehr viel, was man diskutieren sollte. Man spricht sehr schnell von Staat und Bürger bei der Demokratie. Ich glaube, man kommt nicht drumherum, die richtigen Fragen zu stellen: Funktioniert unser System überhaupt? Wenn man kaltblütig hinschaut, würde ich sagen: Eben nicht. Denn sonst hätten wir nicht so eine Welt mit einer Milliarde Leute, die Hunger haben, nach so vielen Jahren, wo wir genau wissen, was tun. Von staatlicher Seite ist eine Verantwortung da, die nicht wahrgenommen wird. Wir können doch nicht zwei Maße haben: Gewisse Staaten werden unterstützt, obwohl keine

Demokratie da ist, anderen fällt man in den Rücken. Das darf nicht sein. Wir müssen ehrlich sein und die Bürger müssen den Staaten helfen. Wer ist der Staat? Das sind die gewählten Politiker, die die Gesetze machen. Irgendwie muss sich dort etwas ändern. Die Verantwortung der Bürger geht so weit wie die Verantwortung des Staates und umgekehrt. Das ist ein System.

Dafür, warum man da nicht weiterkommt, gibt es verschiedene Erklärungen. Das eine ist, weil unsere Demokratie nicht richtig funktioniert, weil weltweit das Geld regiert und nicht die Ideen, nicht die Ideale. Und deshalb muss man überlegen: Wie können wir das System entweder neu aufbauen oder sanieren? Dort, würde ich sagen, brauchen wir mehr Denken und auch mehr Mitmachen von der Gesellschaft generell.

Man sieht im Westen, also in den nördlichen oder Industriestaaten, dass die Leute oft gar nicht so interessiert sind oder sich betroffen fühlen. Dort sollte man mit besseren Informationen kommen, denn dann kommt man schnell in die Medien. Und wer kontrolliert die Medien, was in die Zeitungen gelangt? So hängt alles zusammen und ich glaube, wir müssen uns fragen, wo diese Hebel, also diese Leverage Points sind, und dort wirklich ansetzen. Wie ist es möglich, dass heute einige wenige Leute – Sie werden merken, wen ich anspreche –, weil sie sehr reich sind, entscheiden können, was gut für die Welt ist, ohne einen demokratischen Prozess zu durchlaufen? Wie ist das möglich? Warum sind wir da hingekommen? Ich weiß von der internationalen Agrarforschung, dass wir versucht haben, in den letzten vier Jahren das System zu ändern, aber nicht sehr weit gekommen sind. Und warum? Weil gewisse Leute hintenrum wieder Sachen finanzieren, die nicht im Interesse der Gemeinschaft sind. Und so werden wir unterwandert von Leuten, die zum Teil unehrlich viel Geld verdient haben und die denken, das System sollte für die ganze Welt gut sein. Dort müssen wir aufwachen und

sagen: So kann es nicht weitergehen. Wir haben die Systeme, die Demokratie, wo entschieden werden sollte, was gemacht werden soll und was nicht, einfach an einige Leute abgegeben.

Ich habe heute Morgen davon gesprochen, wie die Staaten die Verantwortung übernehmen sollen vor allem in der landwirtschaftlichen Forschung. Das kann man nicht nur dem Privatsektor überlassen. Der Privatsektor hat eine Rolle zu spielen, aber nicht die Rolle, die jetzt übernommen wird, nämlich alles zu kontrollieren. Und das ist genau das, was gewisse Leute wieder mit Geld unterstützen. Warum? Das ist so ein kleiner Kreis von Leuten: Ich helfe dir, du hilfst mir, und so geht es weiter. Das ist wie bei den *franc-maçons*, den Freimaurern. Da sind wir fast wieder da und kreieren so kleine Clubs. Da haben wir ein Problem.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Herzlichen Dank. Das waren die zwei Reaktionen. Jetzt will ich für die Viertelstunde, die wir vor uns haben, versuchen, die Frage zuzuspitzen mit der Bitte an Sie beide, noch einmal zu reagieren und das aufzunehmen. Herr Roth hat das eindrucksvoll geschildert: Die Wahrheit gegenüber der Macht aussprechen ist die Aufgabe, der wir uns angesichts einer so großen ethischen Herausforderung nicht entziehen können. Die Macht hat sich aber verschoben vom politischen System hin zum wirtschaftlichen System, und die Landwirtschaft, die Ernährung ist ein Teil der globalen Marktwirtschaft geworden in einer weit stärkeren Weise, als das früher der Fall war.

Ich habe heute zwei Typen von Antworten auf diese Situation gehört, teils in Fragen, teils aus dem Podium. Die eine Antwort lief darauf hinaus, zu versuchen, die Ernährung so weit wie möglich aus diesem marktwirtschaftlichen Mechanismus wieder herauszunehmen, weil Lebensmittel keine Ware seien, sondern ein Gemeingut, das nicht den Gesetzen des Marktes unterworfen sei. Die andere Antwort,

die ich gehört habe, hieß, dafür zu sorgen, dass ein möglichst großer Anteil der landwirtschaftlichen Produktion dezentral hergestellt und vermarktet wird und die Macht der großen Konzerne nicht übermächtig wird. Die zweite Antwort ist übrigens genau die Antwort, die ich auch bei vielen anderen Prozessen höre. Die Zahlen, die Frau Shiva genannt hat – 70 Prozent der Welternährung werden dezentral hergestellt, 30 Prozent von großen Konzernen – entsprechen genau dem, was wir in vielen anderen wirtschaftlichen Prozessen auch haben. 90 Prozent der Arbeitsplätze in Deutschland sind mittelständisch getragen und der geringere Anteil ist von großen Konzernen getragen. Trotzdem haben wir das Problem, dass die großen Konzerne – ich nenne mal ganz leise als Beispiel energiepolitische Entscheidungen der letzten Zeit – gleichwohl einen überproportionalen Einfluss auf politische Entscheidungen haben können. Die Frage heißt also bei dieser zweiten Antwort: Das ist nicht eine Antwort, die die Marktwirtschaft als solche sprengt, sondern im Gegenteil eine, die darauf abzielt, Marktwirtschaft wieder im ursprünglichen Sinn zu haben, nämlich nicht als marktradikale Wirtschaft, sondern als eine Wettbewerbswirtschaft, in der sich Macht auch wechselseitig begrenzt, während die andere Antwort sagt: Nehmt es hinaus. Ich würde gern diese Frage doch noch einmal stellen, denn ich glaube, es ist eine Grundfrage, die sich durch den ganzen Tag hindurchgezogen hat, und auf die Weise den abwesenden Partner doch noch mit auf die Bühne zu holen. Was wollen Sie ihm mitgeben?

Hans-Jürgen Beerfeltz [Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung]: Das kann natürlich nur in Richtung der zweiten Antwort gehen, die Sie gerade geschildert haben, weil die erste eine wunderbare sozialromantische Vorstellung ist, die noch nie auf dieser Erde funktioniert hat. Dies ist versucht worden in der

Entwicklungszusammenarbeit weltweit, bis hin zur kostenlosen Verteilung von Reis – übrigens mit dem Ergebnis, dass der Konsum von Reis abgenommen und nicht etwa zugenommen hat – alles Mögliche zu machen, um eine Subvention der Nahrungsmittel für Endverbraucher weltweit sicherzustellen. Es hat eben nicht funktioniert, es hat eben auch nicht zu mehr Produktion von Nahrungsmitteln geführt. Es kann also nur darum gehen, insbesondere in den Partnerländern: Nicht wir hier müssen irgendetwas anbauen, um es über Ozeane woandershin zu verschiffen, sondern in den Partnerländern der Entwicklungszusammenarbeit müssen Strukturen geschaffen werden, wozu übrigens auch mein Ministerium entschieden beiträgt. Natürlich in die ländliche Entwicklung, natürlich in kleinbäuerliche ländliche Entwicklung, natürlich auch in die Entstehung von Wertschöpfungsketten, also über das reine Anpflanzen und Ernten von Nahrung hinaus auch *sustainable* Jobs schaffen zu können und darüber eine nachhaltige Entwicklung zu ermöglichen. Anders würde es nicht funktionieren. Dafür brauchen Sie Wirtschaft, für das Umfeld auch agrarischer Situationen in den Partnerländern. Wenn Sie die nicht haben, wird es niemals eine nachhaltige Entwicklung geben, weil Sie dafür immer vor Ort eine nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung brauchen. Ich warne davor, dass wir alle denken: Wir suchen uns jetzt einen Schuldigen, auf den hauen wir ein und lehnen uns dann zufrieden zurück und brauchen dann selbst nichts mehr machen. Bevor wir, Herr Herren, irgendwelche neuen Systeme bauen, weil wir mit den bisherigen unzufrieden in unserer Industriewelt sind, würden noch sehr, sehr viele verhungern, bis wir so weit sind, um das vielleicht hinzubekommen, wenn man das überhaupt wollte.

Von den 925 Millionen Menschen auf dieser Erde, die im Moment hungern, sind zwei Drittel davon, darauf will ich noch einmal aufmerksam

machen, eben nicht in Subsahara-Afrika. Die sind in Indien und China, also in zwei Ländern, die durchaus inzwischen von vielen als sogenannte Schwellenländer, *emerging economies*, betrachtet werden, die sehr, sehr viel eigene Möglichkeiten hätten, da mehr zu tun, als sie tun. Auch an solche Systeme muss man mit einem gewissen Druck rangehen. Wenn wir uns Subsahara-Afrika angucken, dann können wir uns Systeme nicht immer aussuchen. Deshalb machen wir mit Simbabwe auf offiziellem Wege nichts, aber selbstverständlich machen wir Nahrungsmittelhilfe, sowie wir mitbekommen, dass sich dort die Hungersituation verschärft. Aber wenn wir uns das Ranking anschauen, in Subsahara-Afrika, dann sind eben die Länder weit vorn inzwischen, die mehr Good Governance haben, die mehr Rule of Law haben und die mehr Marktwirtschaft praktizieren, wie zum Beispiel Uganda oder Ghana. Und die, die das nicht tun, liegen ganz am Ende. Und die liegen auch ganz am Ende der Hungerskala, und das ist ein sehr schlagender Beweis dafür.

Robin Roth [GEPA – The Fair Trade Company]: Die Philosophie der Firma spricht für sich. Ich finde es faszinierend, dass wir überhaupt über das Konzept des *free trades* sprechen. Es ist alles andere als *free*, es kostet die Erde. Es kostet Sie unheimlich viel durch Ihre Steuern, und wir kaufen dann teuer ein, dass sonst jemand dafür bezahlt, der Bauer, die Bäuerin. Ich finde es faszinierend, wie wir das Wort entfremdet haben, *free trade*. So etwas gibt es leider nicht. Ich glaube aber fest daran, dass die politischen Mächte eine Verantwortung haben, den Handel zu regulieren. Das brauchen wir. Nicht überzuregulieren, sondern – und hier kommt für mich im Prinzip die Schlüsselfrage: Wie reguliert man ethische Werte? Das ist ein bisschen, als würde man sagen: Die Ehe ist eine gute Sache. Wir begründen die Ehe in dem Gesetz und jetzt kommen die Regeln, wie man

eine gute Ehe führt. Denn das ethische Handeln ist eine Sache von Partnerschaft zwischen zwei Seiten auf gleicher Augenhöhe. Und das ist extrem schwer zu regulieren. Nichtsdestotrotz brauchen wir eine Grundlage. Es gibt internationale Standards. Ich würde sie liebend gern im deutschen Gesetz umgesetzt sehen, das wäre ein Traum. In der Zwischenzeit kommt die Frage wieder auf Sie zurück: Wenn Sie einkaufen, wo wollen Sie, dass Ihr Geld ankommt? In den Cayman-Inseln auf irgendeinem Konto? Oder bei dem kleinen Bauern, bei der kleinen Bäuerin, der/die tatsächlich die Arbeit geleistet hat, damit Sie einen Tee oder Kaffee oder was auch immer genießen können? Das ist ein Wechselspiel von vielen Dingen: Personal, die Politik und eindeutig eine Eingrenzung der Macht der großen Konzerne.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Darf ich das noch einmal zuspitzen. Diese Aussage oder dieses Ergebnis, dass wir staatliche Regulierung brauchen, wenn Freiheit wirklich Freiheit sein soll, nämlich gleiche Freiheit für alle, diese Aussage machen wir auch im Hinblick auf andere Vorgänge. Wir haben eine Debatte hinter uns, die leider noch nicht in wirkliche Regulierungen umgesetzt ist, aus Anlass der Finanzmarktkrise, die im Kern dieselbe Aussage enthielt. Die Entwicklung der Finanzmärkte führt zu Machtverzerrungen und unlauteren Machenschaften, die es notwendig machen, dass Regulierung eintritt, damit Freiheit erreicht wird. Jetzt höre ich von Ihnen genau denselben Vorschlag im Hinblick auf die schrecklichen, weil unmittelbar lebensbedrohlichen Verzerrungen auf dem, was wir den World Food Market nennen. Das ist sozusagen eine Aussage im Hinblick auf das Verhältnis von Politik und Wirtschaft, die wir in anderen Bereichen genauso formulieren, wenn wir überhaupt wollen, dass es in Zukunft noch so etwas wie die Verbindung von Freiheit und Markt geben kann. Und deswegen frage ich

noch einmal: Sollen wir Ihrer Meinung nach diese Grundüberlegung konsequent auf die Frage des Umgangs mit Lebensmitteln übertragen? Ist das der Weg, den wir einschlagen wollen?

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Es braucht Handel. Ich glaube nicht, dass jemand sagt, wir müssen nicht handeln. Aber ich glaube, es geht eben darum, wie gehandelt wird und was gehandelt wird. Frau Shiva hat vorhin etwas zur Geschichte des Commodities, Commodization von Food gesagt. Und dort müssen wir sehr aufpassen, welche Wörter wir brauchen. Nahrungsmittel sind kein Kies oder irgendein Produkt, das man aus dem Boden holt, wie ein Mineral. Sondern dazu gehört ein kultureller Aspekt. Und deshalb müssen die Staaten eigentlich selbst entscheiden können, wie sie ihre Landwirtschaft schützen wollen, um die lokale Landwirtschaft zu fördern. Und obwohl man sich in einem globalen System befindet, ist es so, dass die Länder wegen der Nahrungsmittelsicherheit – man kann sich ja nicht nur auf andere verlassen, wenn man irgendeine Krise hat, dass da Nahrungsmittel reinkommen. Vielleicht gibt es eine Krise anderswo. Wir haben das vor Kurzem gesehen, dass die Länder die Grenzen zumachen und nicht mehr bei dem freien Handel mitmachen. Das haben wir zum Beispiel mit dem Reis in Thailand gesehen. Das ist fast eine normale Reaktion: „Oh, es gibt ein Problem, nicht genug Reis, den behalten wir für unsere Leute.“ Und so wird auch weiterhin gedacht. Deshalb müssen die Staaten sehen, wie sie ihre eigenen Bauern unterstützen. Auch in den Entwicklungsländern ist es so. Dort müssen wir, der Westen, erlauben, dass die Preise zum Teil unterstützt werden. Warum nicht? Das machen wir ja auch. Also man kann nicht zwei verschiedene Maße für dasselbe haben.

Jetzt kommt man sehr schnell zum Thema: Wie kann man auch lokal mehr produzieren? Das

heißt, man muss investieren. Und wer macht das? Lokal muss investiert werden, das ist auch wieder Good Governance, in den Entwicklungsländern. Nicht nur die Forschung, auch die Umsetzung und vor allem die Ausbildung nachhaltiger Landwirtschaft sind wissensintensiv. Das kann nicht jeder von Geburt her. Das stimmt nicht. Wo sind zum Beispiel die Lehrstätten in den Entwicklungsländern? Wo kann man etwas über das Bauen lernen? Das gibt es gar nicht zum großen Teil. Wir brauchen mehr Informationen und Wissensverbreitung. Ich weiß das selbst von einer kleinen Stiftung, die ich habe, die Biovision-Stiftung. Am wichtigsten ist eigentlich die Verbreitung von Informationen. Das ist verrückt, wenn die Bauern fragen: „Wie kann ich besseren Mais oder besseres Gemüse produzieren? Ich habe Tomaten mit schwarzen Flecken, was mache ich da?“ Die brauchen mehr Informationen, und wenn das einmal rausgeht, kann man auch lokal besser produzieren, Qualität produzieren, und dann kommt man auf dieses Niveau, wo man sich auf regionaler und internationaler Ebene austauschen kann. Da gibt es verschiedene Etappen, die erfüllt werden müssen, bevor man weitergeht.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank. Während jetzt Frau Dr. Shiva auf diese Frage reagiert, können Sie sich vorbereiten, dann aus dem Plenum eine Fragerunde in Gang zu bringen, indem Sie sich schon zu einem der beiden Mikrofone begeben.

Dr. Vandana Shiva [Navdanya, Neu-Delhi, Indien]: Ich würde gern auf Ihre beiden Antworten zurückkommen, da sie wie Gegensätze klingen. Das ist aber nicht der Fall. Lebensmittel sind schon immer zwischen unseren kleinen Hütten und unseren Dörfern getauscht und gehandelt worden. Lebensmittel werden gehandelt, aber das als Ausdruck unserer Beziehungen zur Natur und unserer sozialen Beziehungen. Aber das hat mit Ware

nichts zu tun. Eine Ware ist etwas, das trennt. Das ist Geschichte und hat damit zu tun, wo es herkommt in Bezug auf die Natur und in Bezug auf die Beziehung zur Gemeinschaft.

Eine Ware entsteht, wenn Beziehungsgeflechte gestört sind. Dass Nahrungsmittel zur Ware werden, ist neu und keineswegs schon immer so. Niemals in der Geschichte hat eine Milliarde Menschen stets und ständig gehungert, aber es gab doch räumlich und zeitlich begrenzt immer wieder Hunger. Der wurde bekämpft, der Krieg war zu Ende, und wir hatten wieder zu essen. Dürren hat es immer wieder gegeben, die Bauern produzierten weiter. Der strukturelle Hunger der Gegenwart hat etwas damit zu tun, dass Nahrungsmittel Ware geworden sind und Menschen vorenthalten werden. Ich bin deshalb der Meinung, dass Nahrungsmittel entsprechend geachtet werden müssen, was bedeutet, ihnen den Warencharakter zu nehmen und dann möglichst viel in den einzelnen Regionen zu erzeugen, um sowohl den Druck auf unseren Planeten zu verringern, die Qualität der Produkte zu erhöhen und die Beziehungen in einer Nahrungsmittelgemeinschaft zu stärken, und so eine Antwort auf ein völlig dysfunktionales System zu finden. Wir reden nicht von einem neuen System, wir reden davon, das derzeit Beste zu nutzen, darauf aufzubauen und ständig zu verbessern. Ich möchte noch einmal wiederholen, dass 70 Prozent unserer Nahrungsmittel heute, im Jahre 2011, von Kleinbauern erzeugt werden.

Wir reden nicht davon, neue Systeme für die 70 Prozent zu schaffen, sondern, dass sie mehr Unterstützung erhalten, mehr Fairness und ein höheres Einkommen. Jemand hatte darauf hingewiesen, dass Indien die Kapitale des Hungers ist. Ich hatte das ja auch erwähnt. Indien ist die Kapitale des Hungers, einzig und allein deshalb, weil uns unfaire Regeln unter Druck setzen. Unfaire Regeln, damit meine ich die Landwirtschaftsabkommen der WTO, die

von Cargill-Leuten geschrieben wurden, einem der Handlungsgiganten in der Welt. Unfaire Regeln, das sind die von Monsanto verfassten Vereinbarungen zu den Rechten am geistigen Eigentum im Handel. Die haben zu Protokoll gegeben, dass sie gleichzeitig Patient, Diagnostiker und Arzt seien. Wir sagen, da gibt es ein Problem, und das Problem ist, dass die Bauern am Saatgut sparen. Wir haben auch eine Lösung angeboten – Bauern dürfen nicht in die Situation kommen, dass sie Saatgut sparen müssen. Es ist ja nicht so, dass es keine Vorschriften gäbe. Es gibt Vorschriften zugunsten der fünf großen Saatgutunternehmen, der fünf großen Agrarhandelskonzerne, der fünf großen Einzelhandelsketten. Was wir brauchen, sind Regeln, die gut sind für die Erde und die 6 Milliarden Menschen, die auf diesem Planeten leben. Das ist die demokratische Pflicht von Regierungen, wenn sie sich denn für demokratisch halten.

(Beifall)

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank. Wir haben jetzt eine Phase, in der Sie Ihre Fragen stellen.

Andreas Grabolle: Andreas Grabolle. Eine Frage an Herrn Dr. Herren. Würden Lebensmittel in armen Ländern erschwinglicher, wenn weniger Getreide und Soja in den Futtertrögen von Nutztieren landen würde? Und wenn ja, warum? Oder wenn nein, warum nicht? Danke.

N. N.: Ich habe eine Frage an Herrn Beerfeltz. Es ist richtig, dass es zur Zeit Kants kein Entwicklungsministerium gab. Aber Kant hatte einen Bruder, der war Pfarrer. Zunächst war sein Bruder wohlhabender als er, später war Kant wohlhabender als sein Bruder. Kant hatte ihn seinen Tischrunden eingeladen. Nun ist meine Frage: Er hat ihn nicht nur aus gutem Willen eingeladen, sondern weil er ihn als

seinen Bruder anerkannt hat. Sollte es nicht möglich sein, mehr von einer Kultur der Wohlstandsmaximierung wegzukommen, hin zu einer Kultur für Anerkennung des anderen, die sich nicht nur auf eine Systemkritik konzentriert, sondern weitergeht?

Reinhard Kees: Ich bin Reinhard Kees vom Berliner Missionswerk und wollte meine Frage gern an alle vier stellen. Wo sehen Sie die globale Verantwortung am besten verortet? Wir haben von unserer Verantwortung hier vor Ort gesprochen als Bürgerinnen und Bürger, aber wir haben auch von der globalen Verantwortung gehört. Sind das die Gremien der UNO oder ist es zum Beispiel Ihr Institut, Herr Dr. Herren? Oder sind das die nationalen Entwicklungsinstitute? Wo ist die globale Verantwortung für unser Thema eigentlich am besten aufgehoben?

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank. Kurze Reaktion zu diesen drei Themen. Es fängt mit einer Frage an Herrn Herren an, die uns über den Tag hin schon manchmal beschäftigt hat: der Anteil von Weizen, der an die Verfütterung an Nutztiere geht, oder Getreide, das an Nutztiere geht.

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Wenn man immer mehr Getreide und Sojabohnen an Tiere verfüttert, da gehen die Preise natürlich nach oben. Das heißt: Viele Länder, die Getreide importieren müssen, müssen dann mehr dafür bezahlen. Das hat schon einen Einfluss auf die meisten Entwicklungsländer. Ausnahme ist, wenn diese Produkte in solchen Entwicklungsländern wie zum Beispiel Argentinien und Brasilien produziert werden, die zu den *transition countries* oder *newly industrialized* gehören. Dort haben die Produkte auch einen Einfluss, denn dort wird den Kleinbauern immer mehr Land weggenommen, um große Flächen zu haben, um effizient Sojabohnen und Mais für den Export zu produzieren.

Ja, natürlich hat es einen Einfluss, aber eher indirekt.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank. Wer möchte die Frage beantworten, wie es wäre, wenn wir uns verhalten würden wie Kant gegenüber seinem Bruder?

Hans-Jürgen Beerfeltz [Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung]: Immanuel Kant hat seine Mittagsrunden – das war ja sein einziges Vergnügen, das er sich gegönnt hat – zu seiner Inspiration durchgeführt und deshalb nicht mit einem asketischen, sondern mit einem durchaus hedonistischen Ansatz, wenn man das bei Kant überhaupt so sagen darf. Aber zurück zur Frage: Ist Wachstum für uns alle das, was wir bekämpfen müssen, weil darin die weitere Gefahr der Übernutzung unserer gemeinsamen Erde liegt? Oder müssen wir Wachstum, wenn wir uns die unterschiedliche Verteilung von Arm und Reich auf dieser Erde anschauen, nicht geradezu in manchen Bereichen unserer Erde wünschen? Und muss es dann nicht ein *inclusive growth* sein, was wir anstreben? Ich glaube, da hat die Weltgemeinschaft sehr dazugelernt, denn im letzten Jahr ist erstmals auch *inclusive growth* und anderes aus diesen Bereichen beim MDG Summit in New York, bei der UNO in die Abschlusserklärung eingeflossen. Und ich glaube, wir müssen auf verantwortliches Wachstum setzen und dafür politische Rahmenbedingungen gestalten. Mir gefällt es auch nicht, dass eine der Instanzen auf dieser Erde, die – vielleicht neben der Wirtschaft, die Sie so gern anklagen – eigentlich alles entscheidet, was unser Leben angeht, nämlich G8 und G20, *de facto* demokratiefrei ist. Da ist die Demokratie nicht am Tisch, wenn die acht oder zwanzig Staats- und Regierungschefs entscheiden, wo es auf dieser Welt langgehen soll. Gott sei Dank machen sie auch Dinge wie Glen Eagles oder übernehmen eine bestimmte Verantwortung wie

Muskoka für Mutter-Kind-Gesundheit. Aber das ist ja wie eine gute Gabe, die da verteilt wird, und nicht eine Entscheidung, die auch von unten in der gesamten Bevölkerung dieser Länder, die die da entscheiden, mitgetragen wird. Deshalb: Wir brauchen verantwortliches Wachstum, und deshalb brauchen wir Verantwortungseliten bei uns und in unseren Partnerländern. Ich freue mich, dass der Bischof Huber, gerade die EKD mit dem letzten Papier – das war für die EKD durchaus ein Schritt – über die Notwendigkeit von Eliten nachgedacht und zu sehr guten Ergebnissen gekommen ist.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank. Können wir Ihnen die Frage zuspitzen? Die Frage die jetzt beantwortet werden muss, ist: Wo ist der Ort? Wer ist die Institution, die für die globale Verantwortung heute stehen kann?

Dr. Vandana Shiva [Navdanya, Neu-Delhi, Indien]: Meiner Meinung nach besteht eines der Probleme darin, dass wir denken, die globale Ebene existiert unabhängig von den unteren Ebenen. Als ob man sich ein Haus vorstellt, das nur aus einem Dach besteht, ohne Wände und Fundament. Die höchste Verantwortungsebene muss die Freiheit sein. Und auf der lokalen Ebene müssen die Menschen souverän entscheiden können; hier haben sie die größten Entscheidungsspielräume und die breitesten demokratischen Mitbestimmungsmöglichkeiten. Dann kommt die nächste Ebene, die Wände, das sind die nationalen Systeme, die bereits stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Wo es keine nationalen Systeme gibt, kann sich auch keine nationale Demokratie manifestieren. Das erleben wir bei den Nahrungsmitteln immer wieder, z.B. in Indien, wo laut Verfassung die Regionen für die landwirtschaftliche Produktion verantwortlich sind, nicht die Bundesregierung. Die WTO hat jedoch aus der Bundesregierung eine einflussreiche Institution gemacht und damit die Verfassung bei allen für die Ernährung

relevanten Fragen ausgehebelt. Jetzt kommen wir zur globalen Ebene, und hier geht es um konkurrierende Kräfte. Da ist die WTO mit ihrem Fokus auf Freihandel, da sind die verschiedenen UNO-Institutionen, die für Ernährung oder Produktion, wie die FAO, verantwortlich sind, die UNICEF vertritt die Rechte der Kinder, aber was wir wirklich brauchen, ist Geschlossenheit quer durch das gesamte UNO-System. Und zwar ernsthaft. Derzeit gibt es keine Einrichtung außerhalb der UNO, die sich für globale Ordnungspolitik auf der Grundlage nationaler Ordnungspolitik einsetzt mit souveränen Rechten gleichberechtigter Partner, die ihre Rechte, ihre Freiheiten und ihre Verantwortung wahrnehmen.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Ich beginne diesmal von mir aus gesehen auf der rechten Seite. Die Dame, bitte.

Tina Fiebinger: Tina Fiebinger. Ich habe eine Frage an Herrn Beerfeltz. Sie haben gesagt, dass das BMZ seine Entwicklungshilfeleistungen zurückfährt, sobald eine Regierung aus einem Partnerland auf ein schlechteres Level fällt. Ich wüsste gerne, wer in diesem Fall „gut“ und „schlecht“ definiert. Und was passiert in dem Fall, dass ein Entwicklungsland seinen eigenen Markt vor Dumpingexporten der Industrienationen schützt? Weiten Sie Ihre Freihandelsideologie jetzt auf das BMZ aus?

Christoph Kähler [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Ich möchte die Frage an den Staatssekretär Beerfeltz gern ergänzen. Wenn ich richtig gehört habe, gibt es eine Differenz zwischen dem, was die Leute in der vorigen Runde gesagt hatten, die Nichtregierungsorganisationen vertreten. Die haben gesagt: Auch wenn undemokratische Regimes da sind, müssen wir um der Menschen willen helfen. Ich mache es einmal konkret. Ich verstehe, dass Sie Malawi die Zuschüsse zum Budget gestrichen haben. Werden Sie Nichtregierungsinstitutionen

unterstützen, die in Nordkorea Hunger bekämpfen?

Robert Mascheroth: Mein Name ist Robert Mascheroth von Puerto Alegre, Frankfurt/Oder. Ich möchte, wie schon meine Vorredner, Demokratie wagen und mein Wort als Bürger an die Macht richten, also Richtung BMZ. Sie haben ja schon versucht, das zu beschreiben, wozu das BMZ da ist.

Hans-Jürgen Beerfeltz [Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung]: Wenn Sie wüssten, wie wenig Macht wir haben. (Lachen)

Robert Mascheroth: Ich habe hier ein Zitat von Ihnen, das ich kurz vortragen möchte: Wenn der Lebensstandard in unseren Partnerländern steigt und dort die Wirtschaft wächst und nachhaltige Industrie aufgebaut wird, werden diese Länder zu Märkten für unsere Autos, Anlagen und High-Tech-Produkte. Das lässt sich sogar in Zahlen nachweisen. Jeder Euro, den wir in Entwicklung in unseren Partnerländern ausgeben, erhöht den deutschen Export um 1,80 Euro. Das ist in meinen Augen, mit Verlaub, nicht solidarische Partnerschaft, sondern das ist Kolonialismus.

(Beifall)

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Das ist eine Frage, mit der wir Herrn Beerfeltz nicht allein lassen, die geben wir in die anderen auch noch rein, aber Sie fangen an.

Hans-Jürgen Beerfeltz [Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung]: Aber es ist erfolgreiche Entwicklungszusammenarbeit, weil *it's not about charity, it's about investment*. Wenn wir das nicht beherzigen, was inzwischen die große Mehrheit der Staaten dieser Erde gelernt hat und nur eine sehr verschlafene romantisch-altruistisch orientierte Community offensichtlich noch nicht, die nicht in der Lage

ist, ihre Ideen auch in der deutschen Gesellschaft so zu verbreiten, dass wir vielleicht eine Chance dafür hätten, mehr Mittel für Entwicklungszusammenarbeit als Bundesrepublik Deutschland zu mobilisieren, zwingt ihr mich – ich sag das jetzt mal so, ich bin seit 40 Jahren im World Wild Fund, bei UNICEF, ich bin bei ONE und so, ich bin ein Teil davon, aber ich habe gelernt, dass es allein mit dieser Anklagepose keinen Zentimeter nach vorn geht. Wenn man mehr Mittel für Entwicklung in der deutschen Gesellschaft haben will, dann muss man bei denen dafür werben, die diese Mittel haben. Dass wir versuchen, eben zu sagen, das ist auch eine lohnende Sache, sich verdient zu machen und gleichzeitig verdienen zu können für die deutsche Exportwirtschaft, ist für uns ein Hebel, mit dem wir es immerhin geschafft haben, dass das BMZ im nächsten Jahr im dritten Jahr in Folge einen Rekordhaushalt haben wird und als einziger Haushalt neben Bildung wächst, obwohl der Gesamthaushalt ja Sparhaushalt ist und sinkt.

Was machen wir damit? Wir haben noch nie so viel wie in diesem Jahr getan für die entwicklungspolitische Arbeit der Kirchen, für die Nicht-regierungsorganisationen und für die politischen Stiftungen. Wir werden die Mittel dafür im nächsten Jahr noch mal erhöhen, weil wir der Ansicht sind, dass wir – und das beantwortet dann auch die andere Frage – gerade unterhalb der Schwelle von manchmal viel zu korrupten Regierungen und Despoten auch Dinge machen können, müssen!, wo wir direkter die Menschen in den Partnerländern erreichen, wo wir vielleicht eben auch regionale Strukturen aufbauen helfen, wo wir dazu beitragen, dass dort zivilgesellschaftliche Strukturen entstehen. Und ich bin ausdrücklich ein Anhänger davon, dass wir unsere Projektarbeit so orientieren, dass wir zum Beispiel auch Zivilgesellschaft aus Deutschland einladen, in der neuen GEZ eben Woodstock zu spielen. Ich bin ausdrücklich

Anhänger von Woodstock Principles und einer solchen übergeordneten zusätzlichen Kontrolle, die natürlich nicht professionell, aber die leidenschaftlich sein kann vor dem Hintergrund der Ziele und Zwecke, wo ich glaube, dass wir sie gemeinsam erreichen möchten.

Es hat auf dieser Erde noch nie irgendwo eine nachhaltige Entwicklung ohne eine nachhaltige wirtschaftlichen Entwicklung gegeben. Das kann sich jeder abschminken, dass es ohne eine wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung tatsächlich zu irgendwelchen nennenswerten Fortschritten in den Entwicklungspartnerländern kommen kann. Das ist kein Füttern der Leute, also dieser Suppenschüsselsozialismus, der einem immer so gerne entgegengehalten wird, der die Leute eben nur füttert und in Wahrheit in Abhängigkeit hält und sie nicht aus Abhängigkeit befreit. Das ist eine Schuldursache derer, die manchmal zu sehr in der Kategorie von Altruismus denken und die darüber nachdenken sollten. Denn auf der anderen Seite kommen die Menschen nur aus der Armutsfalle raus, wenn wir sie aus der Abhängigkeit befreien. Und wie es Herr Dr. Herren schon sagte: Entscheidend ist Bildung, um letztendlich sich selbst helfen zu können.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielleicht wollen die anderen darauf reagieren? Bis sich herausstellt, wer damit anfängt, erlaube ich mir die Bemerkung, dass aus Sicht der Ethik Altruismus nicht notwendigerweise Paternalismus ist, also sich eine Entwicklung aus der Perspektive des anderen anzuschauen und zu sagen, die Zielsetzung muss sein, dass er sich selbst helfen und entwickeln kann, dass er also zu einer eigenen wirtschaftlichen Entwicklung kommt. Das ist ein altruistisches Denken, nämlich von ihm her gedacht, ist aber das Gegenteil einer paternalistischen Entwicklungspolitik, die wir heute sehr einvernehmlich dahingehend diskutiert haben, dass es kein wünschenswertes Ziel sein kann, Menschen in Abhängigkeit zu

halten, auch nicht in der Abhängigkeit von sogenannter Entwicklungshilfe.

Hans-Jürgen Beerfeltz [Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung]: In der Tat.

Dr. Vandana Shiva [Navdanya, Neu-Delhi, Indien]: Ich wollte das auch sagen, denn wenn wir von inklusivem Wachstum reden, nimmt man an, dass damit auch das Wohlergehen des anderen gemeint ist. Wenn man das Wohlergehen des anderen einbezieht, ist das Altruismus. Das sind keine gegensätzlichen Kategorien. Im Grunde ist es dieselbe Kategorie. Aber Wirtschaftswachstum im engeren, antiquierten Sinne, und ich nenne das antiquiert, weil selbst Regierungen inzwischen das so sehen. Sarkozy hat eine Kommission aus Nobelpreisträgern eingesetzt und sie beauftragt herauszufinden, ob Wachstum zu Wohlstand geführt hat, und die Antwort von Stiglitz lautete Nein. Das kleine Land Bhutan entschied sich 1972, weder Bruttosozialprodukt noch Bruttoinlandsprodukt als Indikator für Wirtschaftswachstum heranzuziehen, sondern das Bruttonationalglück. Sie haben uns in Navdanya gebeten, ihnen bei der Umstellung auf eine komplett biodynamische Landwirtschaft als Teil ihrer Entwicklungspolitik zu helfen. Als Terminus steht Wachstum für mich unter einem großen Fragezeichen, und mein eigenes Land demonstriert das am deutlichsten. Wir hatten 9 Prozent Wachstum, wir haben es geschafft, dass die Hälfte unserer Kinder unterernährt sind und eine Million Kinder Jahr für Jahr sterben, und alles im Gefolge von Wachstum. Wachstum ohne Berücksichtigung der Natur, ohne Berücksichtigung der sozialen Fürsorge bringt nichts, denn die Gesellschaft wird immer wieder unter neuen Problemen leiden, auch wenn BSP und BIP weiter wachsen, bis sie einbrechen. Dann kommt der Punkt, an dem gar nichts mehr geht, weil die Fundamente angegriffen werden. Wir erleben meiner Meinung nach aufregende

Zeiten voller Fragen. Und wir müssen unvoreingenommen bleiben, insbesondere was die aktuellen Fundamentalismen angeht, denn schließlich haben die zu einer Vertiefung der Lebensmittelkrise und Hungerkrise geführt.

Robin Roth [GEPA – The Fair Trade Company]: Ich habe die Philosophie: Je mehr man für sich behält, desto ärmer wird man auf Dauer. Wir haben eine Philosophie generell im fairen Handel, dass wir so viel Geld wie möglich direkt bei den Bauern, bei den Bäuerinnen ansiedeln. Das heißt – und da fängt man an, die Schwierigkeit zu sehen – wir müssen ein Bankkonto haben. Wir schicken Geld aus Deutschland. Viele können nicht mal schreiben und lesen, geschweige denn Buchhaltung machen, aber Entwicklung ohne Geld am Anfang ist sehr kompliziert. Der erste Schritt für uns ist, mit den Partnern zu sprechen und zu sagen: „Wir werden euch einen Zuschlag geben, nicht für das Produkt, sondern weil wir euch unterstützen wollen. Das Geld kommt direkt zu euch. Es geht nicht über die Farm oder über den Manager. Es kommt zu euch und ihr müsst euch zusammenschließen und entscheiden, was ihr mit dem Geld machen möchtet.“ Das Schöne ist: Es interessiert mich nicht im Geringsten, was sie damit machen. Wir veröffentlichen keine Broschüren mit schönen Geschichten, was mit dem Geld gemacht wird. Es interessiert mich nicht. Es interessiert mich, ob sich da Fahrlässigkeit einschleicht oder ob irgendjemand das Geld stiehlt oder nimmt, aber im Prinzip ist es absolut nicht meine Sache, was die Bauern und Bäuerinnen mit ihrem Geld machen. Und weil die solche Freiheit haben, haben sie tolle Ideen. Darüber soll man ein Buch schreiben.

Ich denke an Feldarbeiter, die angestellt wurden, die aber eigentlich tausend Meilen weg wohnten; Saisonarbeiter, die Samsonite-Brieftaschen kaufen wollten. Das konnte ich überhaupt nicht verstehen. Die haben gesagt: „Nein, nein, wir sind den ganzen Tag draußen

im Feld, was tun wir mit unserem Geld? Und mit den Briefen von unseren Frauen und Familien? Oder mit den Bildern, was tun wir damit? Schleppe ich die den ganzen Tag mit ins Feld? Nein, das Allererste, was wir brauchen, ist ein bisschen Sicherheit.“ Ich wäre nie darauf gekommen. Und das ist ja das Schöne. Es geht nicht um die Menge. Es geht um die Qualität. Es geht darum, dass das Geld direkt ankommt und nicht auf zig Umwegen da hinkommt, und es kommt darauf an, dass die Leute selbst entscheiden, was sie mit ihrem Geld – nicht mit meinem Geld – machen.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Herr Herren, ist das zwangsläufig Kolonialismus, wenn wir im Rahmen der heutigen Weltwirtschaft Entwicklungshilfe leisten?

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Es kommt darauf an, wie man das macht. Wir haben seit dem Jahr 2000 die Paris Declaration. Man muss den Leuten die Möglichkeit zur Selbstentscheidung geben. Unsere Partner in den Entwicklungsländern sollen selbst entscheiden, wie sie sich entwickeln wollen, was sie brauchen. Und wir sollten diese Ideen und Pläne unterstützen. Das machen wir sicher nicht in dem Maße, wie wir es sollten. Das ist einmal das Empowerment, *local decision making*, dass man das richtig unterstützt. Das heißt auch: Man muss dem Partner die Möglichkeit geben, sich zu überlegen, wie wollen sie vorwärts gehen. Es gibt Werkzeuge, es gibt Methoden, mit denen man ihnen helfen kann, diese Entscheide, wohin sie gehen wollen, zu treffen. Dann müssen wir auch ehrlich sein und sagen: „Okay, ihr wollt dahin?“ Auch wenn wir denken, dass das vielleicht nicht richtig ist, muss man das unterstützen. Aber nicht hinterher wieder hingehen und kleine Projekte hier und da machen, die vielleicht nicht passen und die nicht in dem

Sinne sind, was unsere Partner in den Entwicklungsländern machen wollen. Das ist das eine.

Wir haben vorhin einmal über Würde gesprochen. Wenn es um Landwirtschaft geht, um die Bauern, Bäuerinnen, müssen wir die ganze Geschichte umkehren: Wir müssen zu den Bauern und Bäuerinnen hinaufschauen und vielleicht zu den Professoren nach unten. Denn sonst werden wir das nicht ändern. Schlussendlich: Warum sind wir hier? Weil wir essen können. Natürlich sind die Professoren und Doktoren und alle anderen auch wichtig, aber eigentlich sind die Bauern das Nummer-eins-Element in der Gesellschaft und nicht das letzte Glied, wie aber sehr oft der Fall. Ich glaube, das alles hängt zusammen. Darum müssen wir sehen: Wie können wir das respektieren? Und deshalb müssen wir auch hingehen, wenn wir helfen wollen, und die Leute fragen: „Was braucht ihr?“ Und dann versuchen, den Leuten bei dem zu helfen, wofür sie selbst entschieden haben, was sie machen wollen.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Wir kommen zum Schluss und ich möchte gerne jedem derjenigen, die auf dem Podium sitzen, die Bitte vortragen, uns alle, wenn wir dann weggehen, dadurch anzuregen, dass Sie in einem kurzen Satz sagen, was Ihnen im Blick auf die Aufgabe der Welternährung als ethische Herausforderung, was Ihnen im Blick auf Fairness, im Blick auf die Ernährung aller Menschen auf diesem Globus das Allerwichtigste ist. Bitte wirklich in einem kurzen Satz, damit jeder hinterher überlegen kann: Ist das auch für mich das Allerwichtigste?

Hans-Jürgen Beerfeltz [Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung]: Ich würde gerne neue Balancen herstellen zwischen Zivilgesellschaft und mittelständischer Wirtschaft in Deutschland mit einem explosionsartig wachsenden gesellschaftlichen Interesse in diesem

Land, nicht nur für andere, sondern auch im eigenen Interesse mehr für eine anständige Entwicklung dieser Erde zu tun.

Robin Roth [GEPA – The Fair Trade Company]: Seien Sie sich dessen bewusst: Das Einzige, wovor die großen Multis Angst haben, sind Sie und was Sie mit Ihrem Geld machen.

(Beifall)

Dr. Vandana Shiva [Navdanya, Neu-Delhi, Indien]: Da ich aus einem Land komme, in dem heute die meisten Hungernden leben, glaube ich, dass unsere Lösungen aus der Erkenntnis kommen müssen, dass wir alle letzten Endes Bürger sind, dass wir alle Menschen sind und biologische Wesen. Wir alle müssen essen, darin sind wir gleich. Wenn wir versuchen, eine echte Demokratie über alle Grenzen hinweg zu errichten, dann lassen sich auch die knappen Ressourcen unseres Planeten viel kreativer nutzen, um für alle das Leben zu verbessern. Niemand muss hungern. Wir haben die Mittel dafür; was wir jetzt noch brauchen, ist der Wille.

(Beifall)

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Ich möchte, dass Sie, die das noch nicht kennen, einmal auf die Website gehen: agassessment.org und sich einmal diese Berichte anschauen, den Landwirtschaftsbericht, und einmal versuchen, diese Resultate umzusetzen hier und weltweit. Es kann jeder mitmachen und wir haben ja die Chance, auch mitzumachen, und ich glaube, wir haben vor drei Jahren oder ein bisschen mehr ...

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Ein Satz.

Dr. sc. nat. Ing. Agr. Hans Rudolf Herren [Millennium Institute, Arlington (Virginia), USA]: Wohin man gehen kann oder wie man nachhaltige Landwirtschaft durchsetzen kann

weltweit, und das möchte ich sehen, dass das gemacht wird, und vielleicht auch in Deutschland noch einmal angeschaut und unterschrieben wird. Danke.

Prof. Dr. theol. Dr. h. c. Wolfgang Huber [Mitglied des Deutschen Ethikrates]: Vielen Dank. Ich darf natürlich keinen Satz sagen, aber ich darf noch ein Zitat ans Ende stellen, das heute aufgetaucht ist und das mich begleiten wird, nämlich das Einstein-Zitat: Man kann die Probleme nicht mit denselben Methoden lösen, die diese Probleme geschaffen haben. Sie können eine Reihe von Problemen anschauen, mit denen wir uns in diesem Jahr 2011 befassen, und an allen zeigt sich dieses Phänomen. Deswegen gehe ich heraus, hoffentlich selber auch ein Stück ermutigt, den Schritt, der jetzt nötig ist, mir nicht zu klein vorzustellen. Dass wir den ganzen Tag darüber nachdenken konnten, meine Damen und Herren, das verdanken wir vielen Menschen, die diesen Tag vorbereitet haben, den wir heute so selbstverständlich genossen und in Anspruch genommen haben. Ich möchte am Ende sehr herzlich der Geschäftsstelle des Deutschen Ethikrates danken, allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die das minutiös vorbereitet haben, sodass wir so selbstverständlich den Ablauf inhaltlich wahrnehmen konnten, weil alles so hervorragend geklappt hat.

(Beifall)

Ich möchte der Technik danken. Wie oft sind schon Diskussionen daran zugrunde gegangen, dass gleich bei der ersten Debatte alle gerufen haben: „Lauter! Näher ans Mikrofon! Mikrofon geht nicht!“ oder so was – nichts davon. Ich möchte den Dolmetschern danken, dass wir so miteinander reden konnten, dass ich gemerkt habe, dass Frau Shiva jedes Wort verstanden hat von dem, was auf Deutsch in der Diskussion gesagt worden ist. Denen, die im Hintergrund tätig waren, herzlichen Dank.

(Beifall)

Ich möchte mich dafür bedanken, dass wir so gut versorgt worden sind. Es ist zwar behauptet worden, charakteristisch für unser heutiges Thema sei diese Seite gewesen, wo es fremdländische Nahrung gegeben hat. Beim Inhalt habe ich dann gedacht, dass es doch richtig war, dass ich bei der Berliner Bulette gelandet bin. Aber das eine war so gut wie das andere. Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, stellvertretend für alle, die den Tag über da waren, aber ich sage es noch einmal: Dieser Tag wird in meine Erinnerung eingehen als ein Tag, an dem am Abend um 18 Uhr noch so viele Menschen da gewesen sind. Sehr, sehr herzlichen Dank. Natürlich gilt mein Dank am Schluss und ganz besonders unseren Referentinnen und Referenten. Wir haben eine große Zahl an Menschen gebeten, diesen Tag mitzugestalten. Sie haben das in einer wunderbar vielstimmigen und doch zusammenpassenden Weise getan. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand heute nach Hause geht ohne das Gefühl, sehr viel gelernt zu haben und sehr viel zum Nachdenken mitzunehmen. Dann bleibt es nur, selbst die Konsequenzen daraus zu ziehen. Ganz herzlichen Dank und einen guten Abend.

(Beifall)

(Ende: 18.04 Uhr)